Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang. — 1866.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Wien,
Albert Last.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Zweiter Band.

Der Held von Garika.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Der Held von Garika.

Roman aus den Ländern des Kaukasus

von

Adolf Mützelburg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

I.

Das Rendezvous.

Es war Mai geworden und die herrliche Landschaft am Karassu prangte im üppigsten Grün des Sommers; die Sonne schwellte bereits die grünen Trauben der Reben; ein Meer von heißem Duft ruhte auf den leuchtenden Blumen und Blüten, und wer diese duft- und gluterfüllte Luft athmete, fühlte, auch ohne den Blick auf die fernen weißen Spitzen des Kaukasus zu richten, daß er sich südlich von dieser gigantischen Mauer befand, welche die Natur zwischen Europa und Asien aufgerichtet; er fühlte, daß eine Region ihn umgab, in welcher die Sonne das Blut heißer und die Muskeln träger macht.

Es war Nachmittag, und Sophia Brazow saß in jener von der Natur gebildeten Laube, in welcher Paul Ombrazowitsch damals vor ihren und Daniel's Augen jenes Schauspiel mit der Schlange aufgeführt. Sie war allein; ihr Hut lag auf ihrem Schooße, und unter dem

Hut hatten sich ihre Hände über einander gelegt. Ihre Stellung und der Ausdruck ihres Gesichts verkündeten, daß sie in Betrachtungen versunken war.

Wer kennt die Seele eines solchen Weibes und mag schildern, was in ihr vorgeht? Wir vermögen vielleicht zu errathen, von welchen Gefühlen und Gedanken ein reines, unschuldiges Mädchenherz bewegt wird, denn es ist uns ja vergönnt, auch Gott zu ahnen, der sich in einem solchen frommen Herzen widerspiegelt; wir vermögen vielleicht, wenn auch schwerer, zu enträthseln, wovon das Innere einer tief Gesunkenen erfüllt ist, denn aus der Ahnung des Guten errathen wir vielleicht auch den Gegensatz, das Laster. Aber wer vermag einzudringen in das Herz eines jener Wesen, die, wie Sophia Brazow, zu den Räthseln der Natur gehören, jener Wesen, die bewegt und hingerissen werden von dem Wind des Augenblicks, die ihre Entschlüsse in Minuten wechseln, deren Herrin die Laune ist und die selbst nicht wissen, was sie wollen, weil ihnen jene geheime göttliche Richtschnur fehlt, die kein Verstand ersetzen kann, die Tiefe des Gemüths? Sophia war das echte Musterbild jener weiblichen Wesen, wie man sie oft in Rußland und auch in Frankreich findet, wo eine oberflächliche Erziehung, ein frivoler Umgangston und leichte Literatur allmälig den angeborenen Seelenadel verwischen, das

natürliche Sittlichkeitsgefühl schwächen und an die Stelle wahrer, aufrichtiger und starker Empfindung jene Gefallsucht setzen, die sich begnügt, mit äußerer Liebenswürdigkeit und glänzendem Witz die Männer zu täuschen und anzulocken, die nichts als erobern und das Eroberte eine Zeit lang genießen will und dann nach neuen Siegen hinausflattert. Auch in diesen Frauen ruht der göttliche Urgrund der weiblichen Natur. Aber er ist überwuchert von jenen glänzenden Schlingpflanzen der gesellschaftlichen Koketterie; die Schmarotzergewächse ersticken den ursprünglichen Stamm. Es würde eines ganzen und echten Mannes und seiner festen Liebe bedürfen, um den trügerischen, gleißnerischen Schmuck der angelernten Erziehung herabzureißen und ein solches Weib zurückzuführen auf ihre wahre, ursprüngliche Reinheit. Aber wohl selten fesselt die Kokette einen Mann, der eine solche Herculesarbeit beginnen und die Geliebte sich selbst zurückgeben möchte. Den Mann von echtem Gemüth und starker Empfindung führt sein sicherer Blick gewöhnlich glücklich vorüber an jenen glänzenden Halbheiten, und naht er sich ihnen, so wendet er sich bald ab und sucht ein reines Herz, denn wer kann wissen, ob das Gemüth der Kokette nicht bis in die Wurzel hinein vergiftet, ob eine Heilung noch möglich ist?

In Sophia's Umgebung befand sich kein solcher

Hercules. Suchte sie ihn? Zuweilen ja, aber nur ahnend, denn sie wußte ja selbst nicht, was sie von den Bessern ihres Geschlechts unterschied, von denen sie nur wenige kennen gelernt. Zuweilen dämmerte ihr eine Ahnung auf, daß weder Paul noch Daniel die wahren Männer seien, deren ihr Herz bedürfe. Aber sie war zu wenig daran gewöhnt, in die Tiefen des Gefühls und Gedankens hinabzusteigen, um den wahren Grund zu finden, weshalb weder Paul noch Daniel ihr genügten. Sie schalt sich dann selbst eine Närrin, die in Petersburg verwöhnt worden sei. Und darin hatte sie nach ihrer Art Recht. Sie war dort von Offizieren und Herren des Hofs umschwärmt und gefeiert worden wegen ihres Witzes, ihrer leichten Plaudereien, ihrer vertraulichen Art, sich zu bewegen; umschwärmt und gefeiert, weiter nichts, denn von einer Heirath, einer ernsten Verbindung hatte Niemand gesprochen; die Brazows waren nicht reich, sonst würde ja auch schon der Bruder nicht Nina Garika geheirathet haben, die freilich blendend schön, aber nichts weniger als geistreich und höchstens leidlich gutmüthig war. So wog und wog sie hin und her. Daniel liebte sie, daran konnte sie nicht zweifeln. Aber ihn heirathen, den langweiligen Schwächling? Auch Paul Ombrazowitsch liebte sie, sie mußte es wenigstens glauben. Aber für ihn, den armen Major, war selbst eine Gräfin Brazow

mit ihrem nicht bedeutenden Vermögen noch eine glänzende Partie. War der Major aufrichtig? Sie konnte ihm nicht unbedingt trauen. Aber er war interessant, energisch, er verstand es, sie zu meistern, und das gefiel ihr. Er ließ zuweilen durchblicken, daß er des Schmachtens müde sei; er hatte davon gesprochen, sich versetzen zu lassen, und der Krieg bot Gelegenheit genug dazu. Sophia fühlte, daß es ihr auf der Stelle weh that, wo das Herz sitzt, wenn sie daran dachte, Paul Ombrazowitsch könne fortgehen, und sie war geneigt zu glauben, daß auch sie ihn liebe. Aber klar und bestimmt konnte sie es sich selber nicht sagen. Gab es doch Momente, in denen auch Daniel Garika ihr etwas entlockte, was der Sympathie ähnlich war.

Sie wußte, daß die Stunde herannahte, in der sie sich entscheiden mußte, und das machte sie so nachdenklich. Langweiliges Dari, wo man solchen Grübeleien nicht dadurch entfliehen konnte, daß man auf einen Ball oder in eine Oper ging! Sie wußte, daß ihr Bruder vor kurzem einen Brief von Daniel Garika erhalten, und ahnte den Inhalt desselben. Auch geboten die Umstände entscheidendes Handeln. Ganz Georgien war in der größten Aufregung. Von Südwesten her näherten sich die türkischen Truppen. Von Norden her stieg Schamyl mit seinen Reitern die Berge herab; jeder Tag

konnte den Krieg bis in die nächste Nähe von Dari und Garika tragen. Michael Brazow, Commandeur einer Abtheilung Milizen, übte seine Truppen; Daniel, der selbstständig eine Abtheilung Milizen zu führen hatte, da sein Commandeur erkrankt war, beschäftigte sich ebenfalls mit der Einübung seiner Schaar. Noch war von einer Gährung unter den einheimischen Truppen, von einem russenfeindlichen Geist nichts bemerkt worden, aber ein einziger bedeutender Sieg Schamyl's im Norden oder der Türken im Süden konnte Imerethien, Mingrelien und einen Theil Georgiens zur offenen Empörung treiben. Die Zahl der rein russischen Truppen, und zu diesen gehörte die Dragonerschwadron des Majors, war nicht bedeutend. Genug, der sonst so ruhige Boden schien vulkanisch geworden zu sein; Gefahren, die man längst für beseitigt gehalten, waren wieder nahe gerückt. Jedermann wußte, daß die Franzosen und Engländer offene Verbündete der Türken geworden, und selbst unter den Eingeborenen war die Macht jener westlichen Staaten bekannt, und manche Hoffnung auf eine so gewaltige Hülfe mochte rege werden. Michael Brazow hatte seine Frau und Kinder und auch Sophia nach Tiflis schicken wollen, aber Nina war nicht zu bewegen gewesen, sich von ihrem Gatten zu trennen, und deshalb war auch Sophia geblieben. Im Uebrigen konnte man sich nicht

erinnern, daß die Tscherkessen und Tschetschenzen es gewagt hätten, bis zum Karassu vorzudringen und ihn zu überschreiten. Deshalb ließ sich hoffen, daß die Gegend von Garika auch diesmal von dem Lärm und den Greueln des Kriegs verschont bleiben würde.

Ein leichtes Räuspern ließ Sophia aufblicken. In der Nähe des Eingangs zu der Rotunde, welche die Bäume mit ihren Schlingpflanzen bildeten, stand ein Mann in der Tracht der Landbewohner, den Sophia sogleich als einen Eingeborenen aus Kureli erkannte, dessen sich der Major zuweilen zu Sendungen bediente. Die Gräfin winkte ihn näher, und der Bote überreichte ihr ein kleines zierliches Billet. Sophia kannte die Landessprache genügend, um ihn zu fragen, ob er sie bereits im Schlosse gesucht habe. Der Bote antwortete, er sei dort gewesen um dem Grafen ein größeres Schreiben des Majors zu überbringen, und habe erfahren, daß die Comtesse sich im Park befinde.

Sophia öffnete das Billet. Es war nicht das erste geheime, das sie von dem Major empfing. Sie konnte diese kleinen Intriguen nicht entbehren, doch hütete sie sich, darin weiter zu gehen, als sie für gut hielt, und sie gestattete dem Major keine größern Rechte, wenn sie auch zuweilen ein heimliches Billet von ihm annahm, in welchem er einen zärtlichen, aber discreten Seufzer

aussprach und vielleicht andeutete, daß er an diesem oder jenem Tage nach Dari kommen werde und sie zu finden hoffe. Das Billet, das sie heute empfing, enthielt mehr.

„Theure Comtesse“, schrieb der Major, „mit diesen Zeilen zugleich erhält Ihr Bruder die Nachricht, daß wir den Feind zu erwarten haben. Ich weiß nicht, wie lange ich noch in Kureli bleibe, vielleicht kaum noch vierundzwanzig Stunden. Ich komme heute nach Dari hinüber; ich muß es, denn es ist durchaus nothwendig, daß ich Sie spreche, und zwar allein. Zürnen Sie mir nicht, aber es muß sein, und ich überlasse es Ihnen selbst, mir die Gelegenheit anzudeuten, sobald wir uns gesehen haben werden. Die gefährliche Lage, in der wir alle uns befinden, wird mich bei Ihrem Bruder entschuldigen, wenn ich erst spät am Abend nach Dari komme; um so leichter wird es sein, hoffe ich, zehn Minuten mit Ihnen allein zu sprechen. Ueberlegen Sie, wie sich das thun läßt, und bedenken Sie, daß ich einen so großen Wunsch nicht aussprechen würde, wenn ich diese Unterredung nicht für durchaus nothwendig hielte, mehr in Ihrem als in meinem Interesse. Ich halte die Terrasse für den geeignetsten Ort und werde zu jeder Zeit, die Sie bestimmen, dort sein. Geben Sie mir Ihre Mittheilung schriftlich, falls es etwa nicht möglich wäre, daß wir uns allein sprechen könnten. In Tod und Leben der Ihrige! Paul O.“

Es war ein Ausdruck des Erstaunens, gemischt mit Unwillen, der sich in den Zügen Sophia's zeigte, als sie das Billet las. Diese Forderung trat zu keck, zu entschieden an sie heran, als daß sich ihr weiblicher Stolz oder richtiger vielleicht ihr weiblicher Widerspruchsgeist nicht hätte regen sollen. Der Major verlangte eine geheime, wahrscheinlich nächtliche Unterredung. Das war anmaßend, aber es war auch kühn, und schon nach wenigen Minuten Ueberlegung verzieh ihm Sophia um seiner Kühnheit willen. Was sie am Manne vor allem liebte, war Energie, und der Major zeigte sie, ähnlich wie Daniel Garika sie damals gezeigt hatte, als er Rechenschaft und eine bestimmte Antwort von ihr forderte, damals, als eine Ahnung in ihr aufgedämmert war, daß in diesem Nachkömmling von Königen nicht alle Thatkraft erstorben sei. Der Major forderte; gut, es lag in Sophia's Hand, zu gewähren oder zurückzuweisen. Sie wollte den Besuch Paul's erwarten und dann einen Beschluß fassen. Daß ihr der Major wirklich Mittheilungen von Bedeutung zu machen habe, daran konnte sie kaum zweifeln. Sie wußte, daß er die Intrigue liebte, und daß er nicht gezögert haben würde, irgend einen Vorwand zu erfinden, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Aber so wie die Verhältnisse jetzt lagen, mußte sie annehmen, daß er die Wahrheit spreche.

Schon überlegte sie, fast ohne sich dessen bewußt zu werden, welcher Ort am geeignetsten für eine geheime Unterredung sei, als ein Diener ihres Bruders erschien und sie bat, zu dem Grafen zu kommen, der sie in seinem Zimmer erwarte. Sie glaubte, daß diese Aufforderung mit den Nachrichten in Zusammenhang stehe, die Michael Brazow wahrscheinlich von dem Major erhalten, und kehrte durch den Park nach dem Schlosse zurück. In dem Augenblicke jedoch, in welchem sie das Schloß betrat, hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, das den Hof verließ. Sie trat an ein Fenster und fragte einen Diener, wer so eben fortgeritten. Die Antwort lautete: „Prinz Daniel."

„So war Daniel hier, ohne den Versuch gemacht zu haben, mich zu sprechen?" fragte sie sich mit Befremden. Er ließ doch sonst, wenn er auch in der letzten Zeit scheuer und zurückhaltender geworden, keine Gelegenheit vorübergehen, in ihrer Nähe zu sein. Sollte die Aufforderung ihres Bruders mit dem Besuche Daniel's zusammenhängen? Langsamer, aber mit gesteigerter Erwartung ging sie nach dem Zimmer ihres Bruders.

Michael Brazow, der vor seinem Schreibtisch sitzend seine Schwester empfing, war einer jener Männer, die man in der Gesellschaft als vortreffliche Menschen

bezeichnet, weil Sie Niemand hindern, durch nichts auffallen, durch nichts Eifersucht erregen. Von schöner Gestalt, regelmäßigem Antlitz, im besten Mannesalter, erschien er schon auf den ersten Blick als einer jener Soldaten oder Gutsbesitzer, die nicht überreich mit Geistesgaben gesegnet sind, aber durch ihre Gefälligkeit, ihren cordialen Umgangston, ihre oberflächliche Gutmüthigkeit sich vortrefflich zu Gesellschaftern eignen und nirgendwo ein Spiel verderben. Er war, ehe er Nina geheirathet, Offizier gewesen und commandirte, wie erwähnt, auch jetzt noch die Miliz der Landschaft, in welcher Dari lag. Ein gutes Glas Wein, eine echte Cigarre, ein harmloses Geplauder über das frühere Leben als Soldat und die sich immer gleichen Thorheiten der Jugend waren das Höchste, was er zu ersehnen vermochte. Im Uebrigen war er ein guter Oekonom, und Dari hob sich unter seiner Verwaltung von Jahr zu Jahr. Er nahm seine Frau, wie sie war; es lag nicht in seiner Natur, große geistige Ansprüche zu machen, und da sie schön und jung war, so hätte er nicht gewußt, was etwa an ihr auszusetzen wäre. Gegen Sophia war er vorsichtig; er fürchtete ihren überlegenen Geist und ihren Spott und behandelte sie mit großer Zuvorkommenheit, vermied jedoch gern ihre Gesellschaft, in der er sich gedrückt fühlte. Er wußte, daß sie ihren eigenen Willen hatte,

und mischte sich deshalb höchst selten in ihre Angelegenheiten. Genug, Michael Brazow war von erträglichem Mittelgut. In jenen Gegenden jedoch, in welchen Unwissenheit, gewaltthätiger Sinn, Hinterlist und rohe Genußsucht noch so häufig unter der Aristokratie zu finden sind, hätte man ihm ohne Bedenken die Bezeichnung eines der bessern Glieder seines Standes geben müssen.

Der Graf hatte einige Briefe vor sich liegen, in denen er las, erhob sich aber sogleich, als Sophia eintrat, und höflich, wie er stets gegen seine Schwester war, reichte er ihr einen Sessel und bat sie, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Seine Miene, für gewöhnlich sorglos und ohne einen bestimmten Ausdruck, zeigte eine gewisse Unruhe, ja selbst Verlegenheit. Er fragte, wie das Wetter sei, wie Sophia sich befinde, genug, er schien nicht zu wissen, was er beginnen sollte. Sophia glaubte ihm zu Hülfe kommen zu müssen und fragte ruhig:

„Du hast mich rufen lassen, Michael; ich vermuthe, Du hast mir etwas Besonderes zu sagen!"

„Jawohl, Sophia. Zuerst, daß ich einen Brief von dem Major erhalten, in welchem er meldet, daß Schamyl, dieser unruhige Geist, sich gegen die Militärstraße gewendet hat und, wie es scheint, gegen Tiflis

vorgehen will. Wir werden also in den nächsten Tagen Ordre zu erwarten haben, uns marschfertig zu halten. Munition ist, wie Du weißt, schon vor einigen Tagen in reichlichem Maße eingetroffen. Ich denke ernstlich daran, Dich, Nina und die Kinder nach Tiflis zu senden."

„Ich denke, Michael, wir sind hier sicherer als dort", antwortete die Comtesse. „Ich glaube nicht, daß Schamyl's Reiter sich bis zu uns vorwagen werden. Ich halte es für besser, wir bleiben hier, so lange wenigstens, als Du nicht Ordre erhältst, in eine andere Gegend zu marschiren."

„Dann dürfte es zu spät sein", sagte Michael. „Indessen, ich füge mich Eurem Wunsche. Ich halte es selbst für wahrscheinlich, daß die Tschetschenzen erst nach dem Falle von Tiflis bis hierher vordringen werden, und bis dahin hat es noch gute Wege. Es ist eine schlimme Zeit. Ein Bekannter schreibt mir aus Tiflis, daß man dort nicht ohne Besorgniß um den Ausgang des Kampfes sei, den der Czar in dem Glauben unternommen, die Türkei würde isolirt bleiben und ihm keinen Widerstand leisten können. Odessa ist bombardirt worden, die englische Flotte segelt auf Kronstadt. Wir wissen kaum noch, wohin wir unsere Truppen schicken sollen."

„Das hat mir der Major vor einigen Tagen

ausführlich auseinandergesetzt", sagte Sophia gleichmüthig.

„Jawohl, ja, er weiß das Alles besser als ich", erwiderte Michael Brazow. „Ich wollte nur andeuten, daß wir uns auch hier in einer schlimmen Lage befinden. Die Türken im Süden, Schamyl im Norden, die englische und französische Flotte an der Küste von Kolchis — es fehlt uns nur noch ein Aufstand im Lande selbst, und der Brei ist fertig."

„Bah, wer denkt daran!" sagte Sophia sorglos. „Hier ist Alles ruhig!"

„Du sagst das so!" rief der Bruder. „Im Allgemeinen ist das Volk ruhig. Aber die Türken schicken verkleidete Emissäre in das Land; man soll hier und da solche Burschen aufgegriffen haben. Fürs erste besorge ich nichts, aber wenn Schamyl Tiflis nimmt, und wenn etwa gar unsere Truppen im Süden eine Schlappe erleiden —"

„Ich muß gestehen, Deine Besorgniß setzt mich in Erstaunen!" unterbrach ihn Sophia. „Ich sehe wohl, die Männer verlieren leichter den Kopf, als ich dachte."

„Mein Gott, Sophia, weil wir die Gefahr besser kennen als Ihr!" antwortete Michael lebhaft. „Und weil wir besser als Ihr wissen, was auf dem Spiele steht!"

„Nun, es mag sein!“ erwiderte Sophia mit einem leichten Lächeln, das nicht ohne Beimischung von Spott war. „Aber ich vermuthe, Du hattest noch andere Gründe, mich rufen zu lassen.“

„Ja, Sophia, allerdings. Es ist eine Angelegenheit von — Wichtigkeit, eine unangenehme Angelegenheit — ich weiß eigentlich nicht, wie Daniel dazu kommt, mich damit zu beauftragen. Er kennt Dich doch und weiß, daß Du Dir keine Vorschriften machen läßt!“

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte Sophia aufmerksam. „Handelt es sich um Daniel Garika?“

„Nun ja“, antwortete Michael. „Er war heute hier, so eben, und sprach mit mir. Sophia“, fügte er dann hinzu, sich sammelnd, „ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen.“

„Sprich nur, Michael, ich bin bereit zu hören“, sagte Sophia mit der größten Ruhe.

„Du weißt“, begann der Bruder, „daß Daniel Dich liebt. Wenigstens behauptet er, es Dir nicht nur auf alle Weise gezeigt, sondern auch in klaren Worten gesagt zu haben. Er fügt hinzu, daß er, wie es sich von selbst verstehe, um Deine Hand gebeten, daß Du ihn aber mit ausweichenden Worten hingehalten. Heute nun bat er mich, Dir zu sagen, daß er wünsche, eine bestimmte Erklärung von Dir zu erhalten.“

Michael sah seine Schwester fragend an. Sophia antwortete ihm durch einen gleichen Blick. Es entstand eine Pause.

„Ich fragte ihn, warum er sich nicht abermals an Dich selbst wende", fuhr Michael dann fort, „aber er erwiderte mir, es sei besser, wenn ich mit Dir spräche, Du würdest vielleicht zu mir offener sein. Nun, Sophia, siehst Du, Nina und ich, wir wissen lange, daß Daniel Dich liebt, und wir glauben beide, daß Du eine gute Partie machen würdest, wenn Du ihn heiratheteſt. Er ist nicht ohne Vermögen, und seine Güter, wenn er erst Aufmerksamkeit darauf verwendet, werden ihm mehr als das Doppelte dessen eintragen, was mir die meinigen bringen. Er ist ein junger Mann, gewiß nicht häßlich, ohne Fehler im Charakter. Ich habe mich also eigentlich schon lange gewundert, weshalb Du Dich nicht entscheiden kannst, sein Anerbieten anzunehmen."

„Lieber Bruder", antwortete Sophia, „die Antwort ist sehr einfach: weil ich nicht weiß, ob ich ihn liebe, ja, weil mir zuweilen scheint, als ob ich ihn nicht liebe!"

„Die Liebe, ja, die Liebe spielt bei Euch Frauen doch eine Hauptrolle!" sagte Michael verlegen und fast seufzend. „Bedenke, daß es auch für Dich Zeit wird, Deine Zukunft zu ordnen. Du hast so viel, um allein leben zu können, aber es würde doch ein trauriges Leben

sein. Ueberlege es Dir, Sophia. Daniel wird morgen wiederkommen, um meine oder eigentlich Deine Antwor zu hören."

„Morgen? Ist er nicht recht gescheidt?" rief Sophia lachend. „So schnell soll ich mich entscheiden?"

„Ja, er drang darauf, mit einer Entschiedenheit und Bestimmtheit, die ich bis jetzt noch nie bei ihm wahrgenommen. Er schien sehr erregt und forderte eine Antwort, eine ganz bestimmte Antwort — Ja oder Nein! Du mußt ihn entschuldigen mit der Lage, in der wir uns befinden. Man kann nicht wissen, was der nächste Tag bringt."

„Eben deshalb sollte ich meinen, wäre es jetzt eine sehr unpassende Zeit, auf eine derartige Antwort zu dringen", sagte Sophia fast zürnend. „Ich begreife es, wenn ein Soldat seine Braut heirathet, ehe er in den Krieg zieht, aber ich begreife nicht, wie man eine Dame, von deren Gegenliebe man nicht fest überzeugt ist, gerade deshalb zur Erklärung zwingen will, weil man in den Krieg zieht und sie vielleicht nie wiedersieht. Gerade die jetzige Lage, Michael, zwingt mich, mit meiner Entscheidung zu zögern. Ich bin mir unklar über das, was ich für Daniel empfinde; ich glaube, daß es Zuneigung, aber ich zweifle, daß es Liebe ist. Ich mag mir also mein Wort nicht abdringen lassen. Ich ginge ohne Noth-

wendigkeit eine Verpflichtung ein, deren Folgen ich noch gar nicht voraussehen kann. Gesetzt, der Krieg zöge sich in die Länge, so wäre ich während dieser ganzen Zeit meiner Freiheit beraubt, und das wäre traurig für mich, da ich ja, wie Du weißt, Daniel nicht schwärmerisch liebe. Wozu soll ich mich jetzt schon binden, da die Noth mich nicht dazu drängt?"

„Was soll ich also Daniel antworten?" fragte Michael immer noch verlegen.

„Dasselbe, was ich ihm schon einmal gesagt habe", erwiderte Sophia, „daß er nämlich warten möge."

„Aber, liebe Schwester", begann Michael nach einer Pause, „er wartet, wie er mir sagte, schon lange, schon so lange, als Du bei uns bist. Und er würde vielleicht recht gern noch einmal so lange warten, wenn er nur wüßte, daß am Ende sein Wunsch in Erfüllung ginge. Aber er meint, so wenigstens sagte er zu mir, Du hieltest ihn hin, weil Du ihn nicht liebtest, und weil Du, ehe Du ihn zurückwiesest, erst Gewißheit haben wolltest, ob ein Anderer Dich liebe; mit einem Worte, Du wolltest ihn erst dann heirathen, wenn Du keinen Andern fändest!"

„Wie, ist Daniel Garika so klug, an eine solche Möglichkeit zu denken?" fragte Sophia spöttisch. „Das hätte ich ihm kaum zugetraut. Nun, lieber Michael, ich

denke, das sind meine eigenen Herzensangelegenheiten, in die sich Daniel Garika nicht zu mischen hat. Wenn ich seine Bewerbung annehme und ihm mein Jawort gebe, so kann er überzeugt sein, daß ich es aufrichtig thue. Bis dahin lasse ich ihn bitten, keine Vermuthungen aufzustellen."

„Er ist eifersüchtig auf den Major", fuhr Michael fort. „Er sagt, er würde Dir verzeihen, wenn Du ihm einen Andern vorzögest, aber er sei es müde, der Nebenbuhler eines Mannes zu sein, der Dir nichts zu bieten habe als seine Majorsgage und eine dunkle Abkunft!"

„Lieber Bruder", erwiderte Sophia scharf, „aus diesen Worten höre ich den ganzen Hochmuth Daniel's. Er vergißt, daß die Ehre, russischer Offizier zu sein, Rang und Vermögen aufwiegt. Du warst selbst Offizier, Du bist es noch und wirst mir beistimmen."

„Nun ja", sagte Michael aufrichtig, „Du hast Recht. Ein russischer Offizier ist jedem Fürsten ebenbürtig Aber Daniel ist ja auch Offizier, und wenn ich Dir offen meine Ansicht sagen soll, so würde ich Daniel Garika lieber meinen Schwager nennen als den Major. Ich glaube, Daniel meint es aufrichtiger; Paul Ombrazowitsch verfolgt vielleicht eigennützige Absichten, indem er sich um Dich bewirbt."

„Aus diesen Worten höre ich wieder Daniel spre-

chen", entgegnete Sophia kalt und ruhig. „Nun, ich hoffe, lieber Bruder, mein Gatte wird Dir willkommen sein, mag ich ihn wählen, wo ich wolle. War das Alles, was Du mir zu sagen hattest? Meine Antwort bleibt dieselbe: ich kann mich noch nicht entscheiden!"

Michael rückte ungeduldig mit seinem Stuhl. Es schien ihm entsetzlich sauer zu werden, weiter zu sprechen, aber sichtlich hatte er noch nicht Alles gesagt.

„Du hast die Nacht zum Ueberlegen", begann er nochmals. „Ueberdenke es reiflich. Ich glaube kaum, daß Dir in dieser Gegend eine bessere Partie geboten werden wird. Ich gebe gern zu, daß Du einen Mann verdienst, der Dir mehr zu bieten vermag, aber Du könntest ihn nur in Petersburg finden, und Dich dort längere Zeit aufzuhalten erlauben Dir Deine Vermögensverhältnisse nicht, selbst wenn auch ich Opfer bringen wollte. Außerdem würden politische Gründe Deine Verbindung mit Daniel höchst wünschenswerth machen!"

„Politische Gründe?" fragte Sophia, und zum ersten Male zeigte ihr Gesicht eine ernste und besorgte Aufmerksamkeit.

„Ja, liebe Schwester, das Wort ist heraus!" sagte Michael, sichtlich erleichtert. „Ich wollte nicht gern davon sprechen, da ich hoffte, Du würdest in eine Verbindung mit Daniel willigen, auch ohne daß ich zu jenen

politischen Gründen meine Zuflucht nähme. Aber ich muß es nun wohl thun. Ich habe zwei Briefe aus Tiflis erhalten, den einen vor ungefähr vier Wochen, den andern gestern. In dem ersten fragte mich ein hochgestellter Offizier — ich darf Dir den Namen nicht nennen, da die Angelegenheit als eine vertrauliche behandelt werden soll — ich sage, in dem ersten fragte man an, weshalb die Verbindung zwischen Dir und Daniel Garika sich verzögere, da man doch wisse, daß er Dich liebe und daß Du ihm geneigt seiest."

„Das schrieb man?" fragte Sophia hastig. „Ist das wahr?"

„Sophia, auf mein Wort!" erwiderte Michael. „Ich antwortete darauf, daß, soviel ich wisse, eine Erklärung zwischen Euch beiden nicht stattgefunden habe, daß ich für meinen Theil aber Eure Verbindung wünsche. In dem gestrigen Briefe, der in weit bestimmtern Ausdrücken abgefaßt ist, spricht derselbe hochgestellte Offizier sein Erstaunen aus, daß immer noch nichts in dieser Angelegenheit erfolgt sei. Ich will Dir die betreffende kurze Stelle selbst vorlesen, Sophia!"

Und er zog einen Brief aus einem kleinen Fach des Schreibtisches, suchte und las:

„Die Angelegenheit ist von Wichtigkeit, mein lieber Graf. Der Krieg nimmt eine drohende Gestalt

an, und es ist für uns von der größten Bedeutung, daß Se. Majestät auf die unbedingte Treue seiner Unterthanen zählen kann. Bis jetzt ist Transkaukasien ruhig und wird es bleiben. Aber man muß auch das Seinige thun, um diese Ruhe zu erhalten. Daniel Garika repräsentirt ein Geschlecht, das einst mächtig war. Man muß Alles vermeiden, was ihn reizen könnte. Die Verbindung mit einer Russin, die ihn vor Thorheiten schützt, wird das sicherste Mittel sein, einen so jungen und möglicherweise ehrgeizigen Plänen noch zugänglichen Mann an uns zu fesseln. Also zögern Sie nicht, sich ein Verdienst um die Ruhe unserer Provinz zu erwerben, das Ihnen der Czar nicht vergessen wird. Ich glaube, die Angelegenheit liegt in Ihrer Hand, da ja, wie ich wiederhole, die jungen Leute einander geneigt sein sollen. Lassen Sie mir, angesichts der drohenden Lage, in der wir uns befinden, bald, recht bald die sichere Nachricht zukommen, daß Daniel Garika durch ein Band an uns gekettet ist, das so leicht nicht zerreißen kann, wenn seine zukünftige Gattin, an deren Treue gegen das Vaterland Niemand zweifelt, ihren Einfluß und ihren bekannten Scharfsinn zu benutzen weiß."

Sophia war leise aufgestanden und hinter den lesenden Bruder getreten.

„Das ist ja die Handschrift —"

„Still!“ unterbrach Michael erschreckt die Sprecherin und warf den Brief wieder in das geheime Fach. „Mag es sein, wessen Handschrift es wolle, Du weißt jetzt, daß man sich mit Dir beschäftigt!“

Sophia war bleich geworden. Offenbar hatte sie einen solchen Einfluß nicht erwartet. Selbst Michael bemerkte die Verwirrung und Bestürzung, die sich deutlich in ihren Zügen ausprägte.

„Es thut mir leid, liebe Sophia“, sagte er brüderlich theilnehmend, „daß man Dir auf diese Weise einen Theil der Freiheit Deines Entschlusses rauben will, aber ich kann nach meiner Weisung nicht anders handeln, als ich thue. Ich muß fürchten, daß man mir die Schuld zuschreibt, wenn diese Verbindung mit Daniel Garika nicht geschlossen wird. Im Uebrigen, ich sagte es Dir schon vorher, sehe ich kein Unglück für Dich dabei. Du weißt, daß auch ich Nina aus politischen Rücksichten geheirathet, und ich habe mich nicht schlecht dabei befunden.“

„Glaubst Du, daß Daniel Garika vielleicht selbst eine solche Einmischung herbeigeführt?“ fragte Sophia, und das leise Zittern ihrer Stimme verrieth, daß sie heftig bewegt sei.

„Wo denkst Du hin?“ rief Michael erstaunt. „Das liegt nicht in seinem Charakter. Nein, ich könnte mein Wort darauf geben, glaube ich, daß er mit dieser Ein-

mischung nichts zu thun hat. Die Sache ist ganz einfach. Schon als ich im Januar in Tiflis war, sprach — nun, sprach Jemand mit mir von Deiner bevorstehenden Verbindung mit Daniel, und ich antwortete, wie ich es auch aufrichtig glaubte, daß Deiner Verbindung mit Daniel nichts im Wege stehe. Mein Schwager selbst liebt die russische Regierung bis jetzt wohl noch zu wenig, um sie zu seinem Brautwerber zu machen!"

Er lachte gutmüthig über seinen eigenen Einfall, stand auf und nahm nicht ohne Herzlichkeit Sophiens Hand.

„Ueberlege es Dir, liebe Schwester", sagte er. „Es würde mir sehr leid thun, wenn Du Dir Zwang anthun solltest. Aber bis jetzt habe ich in Deinem Verhältniß zu dem Major noch nichts bemerkt, was mich darauf schließen lassen könnte, daß Du ihn Daniel vorzögest. Ich bleibe dabei, Daniel ist eine bessere Partie für Dich. Und man betrachtet in Tiflis die Verhältnisse ganz richtig. Das haben mir Daniel's Reden nicht erst seit heute gezeigt. Es geht etwas in ihm vor; es sind, wie es scheint, alte ehrgeizige Ideen in ihm aufgetaucht. Vielleicht hat man ihn gereizt. Er sprach von der Verachtung, mit welcher die Russen auf die Eingeborenen blickten, die doch ein edleres Geschlecht und die eigentlichen Herrscher seien; er betonte mehrmals, daß, wenn

Du ihn zurückwiesest, ihn nichts an uns fesseln, nichts ihm Rücksichten auferlegen werde. Ich hatte Mühe, ruhig zu bleiben, denn es dämmerte auch in mir die Ahnung auf, daß er jung sei und daß er seinen Vater und seine Ahnen nicht vergessen. Er ist im Stande, wenn Du Dich hartnäckig zeigst, eine traurige Thorheit zu begehen, die ihn verderben, und mich, vergiß das nicht! arg compromittiren würde. Sei vernünftig, liebe Schwester! Du hast ja selbst gesagt, Du seiest ihm nicht abgeneigt. Nimm seine Bewerbung an; dann kannst Du wenigstens überzeugt sein, daß Dein zukünftiger Gatte Dich liebt. Und wie wenige Frauen können das von ihren Gatten behaupten! Oder willst Du darauf schwören, der Major liebe Dich aufrichtiger? Du hast Zeit bis morgen früh. Und lehnst Du ab, liebe Schwester, dann nenne wenigstens um Deinet- und meinetwillen Gründe, die eine Ablehnung erklärlich und vernünftig machen!"

Er drückte ihr die Hand. Sophia stand eine Zeit lang schweigend.

„Gut!" sagte sie dann. „Morgen früh um neun Uhr sollst Du meine Antwort haben!"

Und sie verließ das Zimmer, noch immer bleicher als sonst und mit einem Ausdruck, den Michael, der ihr ernst nachschaute, nicht zu enträthseln vermochte.

Bis Sonnenuntergang blieb Sophia allein auf ihrem Zimmer. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie, daß eine gewaltige Hand sich nach ihr ausstreckte, ihr Schicksal in eine bestimmte Richtung drängen wollte, und mit der ganzen Widerstandskraft ihres Geistes lehnte sie sich dagegen auf. Bisher war sie frei gewesen, und diese Freiheit hatte ihrem Dasein, das sonst in der letzten Zeit wenig Veränderung bot, Reiz und Abwechselung verliehen. Das Spiel der Koketterie, mit welchem sie bald den Major, bald Daniel an sich zog und abstieß, war ihr einziges Vergnügen gewesen und hatte ihrem Charakter so sehr entsprochen, daß dieser plötzliche Zwang sie fast niederwarf und ihren Geist für einige Zeit lähmte.

Ja, es war eine gewaltige Macht, die sich in ihr Schicksal hineindrängte, das verbarg sich Sophia keinen Augenblick. Der Wunsch der Regierung, fast gleichbedeutend mit Befehl, duldete kaum einen Widerspruch. Der Wortlaut jenes Briefes, den einer der ersten Männer des Reichs an den Bruder geschrieben, ließ keine doppelte Auslegung übrig, er verlangte aus politischen Gründen die Heirath Sophia's mit Daniel. Was konnte sie dagegen thun? Ihr Geist lehnte sich auf, bäumte sich, wollte die Fessel abwerfen, aber die Vernunft, sobald ihre bleichen Strahlen durch die Wolken des Zorns

und der schreckensvollen Bestürzung brachen, die ihre Seele verdüsterten, zeigte ihr immer wieder, daß ein Kampf mit jenem allmächtigen Willen eine Thorheit sei. Wie vernichtet saß sie in ihrem Sessel; die Stunden vergingen, ohne daß sie eine Ahnung von ihrem Schwinden hatte.

Sie mußte sich jetzt klar zu werden suchen, sie mußte in die Tiefe ihres eigenen Herzens blicken, und sie fand, daß sie den Major liebe, nicht Daniel. Wäre es der Wunsch der Regierung gewesen, daß sie die Gattin des Majors werde, so würde sie, ihrer Natur gemäß, ebenfalls über ein solches Eingreifen in ihre Freiheit erbittert gewesen sein, aber es wäre ihr leichter gewesen, sich zu fügen. Jetzt fühlte sie, daß der Major ihr theuer war und daß sie Daniel haßte. Ja, sie haßte ihn von dem Augenblick an, in welchem das herbe Geschick ihr keine andere Wahl mehr ließ. Ein Wirbelwind von Gedanken tobte durch ihren Kopf. Sollte sie sich auflehnen? Sollte sie fliehen? War sie der Liebe des Majors sicher? Würde dieser es wagen, der Ungnade der Regierung zu trotzen, denn diese Ungnade mußte ihn treffen, wenn er es wagte, sich um eine Hand zu bewerben, über welche die Regierung verfügt hatte. Mit brennendem Schmerze fühlte sie, daß sie dem Major nicht vertrauen könne. Und was dann? Der einzige

Grund, welchen sie ihrem Bruder entgegenstellen konnte, wäre derjenige gewesen, daß sie bereits mit Paul Ombrazowitsch versprochen sei. Und wie konnte sie das? O bittere Qual, den Schmerz, der uns so süß dünkt, wenn wir ihn Andern anthun, auf uns selbst zurückfallen zu sehen! Wenn der Major mit ihr gespielt, wie sie mit Daniel, und jetzt mit der ihm eigenen Gewandtheit einen Vorwand gebrauchte, um sich zurückzuziehen? Ihre Lippen preßten sich zusammen bei diesem Gedanken, und in ihrem Innern schwur sie dann beiden Rache, Daniel und dem Major. Endlich aber wurde sie etwas ruhiger. Ihr Stolz siegte. Sie wollte dem Major mittheilen, was ihr drohte, aber nichts sollte verrathen, was sie für ihn empfinde. Zog er sich zurück — gut, so wurde sie Daniel's Gattin. Sie war ja nicht die erste, die ein solches Opfer brachte. Sie schrieb einige Worte auf ein kleines Stück Papier: „Auf der Terrasse — unter meinem Fenster!“

Eine Dienerin kam, um ihr zu melden, daß servirt sei. Sie warf einen Blick in den Spiegel, erschrak über ihr finsteres, drohendes Gesicht und brach dann in ein leichtes Lachen aus.

„Du wirst Dich nicht freuen, Daniel, wenn ich Deine Frau werde!“ flüsterte sie vor sich hin und ging dann gefaßt nach dem Eßsaal. Dort traf sie ihren Bru-

der und den Major, der so eben angekommen war. Sie begrüßte ihn kälter als gewöhnlich. Es war ihr eigenthümlich, als sie ihn sah. Sie glaubte, sie würde auch ihn hassen können, tödtlich hassen, wenn sie wüßte, daß sie von ihm betrogen worden, daß seine Worte nur leere Schmeicheleien gewesen. Der Major bemerkte ihre Kälte und schien verlegen. Sophia fragte nach Nina, die sie auf ihrem gewöhnlichen Platze vermißte.

„Meine Frau läßt sich entschuldigen“, sagte Brazow. „Ich weiß nicht, was ihr ist. Sie war den Nachmittag über sehr unruhig und aufgeregt und will, wie sie mir sagte, früh zu Bett gehen. Ich denke, es ist nur ein leichtes Unwohlsein, die Folge einer Erkältung. Doch senden Sie mir morgen den Arzt aus Kureli, Major, ich bitte Sie darum.“

Die Unterhaltung wandte sich dann sogleich den Ereignissen der letzten Tage zu. Der Major erzählte fast allein. Sophia war still, ihr Bruder nachdenklich. Daß die nächsten Tage, oder jedenfalls die nächsten Wochen die Nachricht von heftigen Kämpfen auf allen Seiten bringen würden, unterlag keinem Zweifel. Michael tadelte es, daß man die Festungen an der Küste des Schwarzen Meeres ohne Kampf aufgegeben; er meinte, das würde die Bergvölker zu einem Angriff ermuthigen. Paul Ombrazowitsch vertheidigte die Maßregel des Commandirenden, der sehr gut wisse, daß die leichtgebauten Festun-

gen den Kanonen der englischen und französischen Schiffe nicht widerstehen könnten, und durch ein freiwilliges Aufgeben dieselben vor der Zerstörung retten wolle, da Hoffnung vorhanden sei, sie später wiederzuerhalten. Eine Stunde verstrich über diesem Gespräch. Der Major versuchte zuweilen in Sophia's Augen zu lesen, aber ihre Blicke blieben ruhig und kalt. Einmal erhob sich Michael, um einen Diener zu rufen und ihn zu seiner Frau zu schicken, um sich nach dem Befinden derselben zu erkundigen. Sophia benutzte den Moment und ließ das Stückchen Papier neben der Hand des Majors niederfallen. Er nahm es hastig und es zuckte über sein Gesicht. Noch sprach Michael mit dem Diener; der Major konnte einen Blick auf das Papier werfen.

„Tausend Dank!" flüsterte er, und blitzschnell Sophia's Hand ergreifend, führte er sie an seine Lippen. Aber Sophia blieb auch jetzt kalt und zog ihre Hand schnell zurück. Befremdet blickte der Major sie an, setzte dann aber sogleich ruhig das Gespräch fort, als Michael wieder zu ihnen trat.

Bald darauf kam auch der Diener und meldete, daß die Frau Gräfin sich, nachdem sie sich niedergelegt, ruhiger fühle und zu schlafen hoffe. Michael schickte den Diener abermals fort, um seiner Gattin sagen zu lassen, daß er dafür sorgen werde, daß Niemand sie störe. Er

selbst werde noch eine Zeit lang in seinem Zimmer Briefe schreiben und sich nur dann persönlich in der Nacht nach ihrem Befinden erkundigen, wenn sie ihn zu sehen wünsche.

Es war zwischen neun und zehn Uhr. Sophia erhob sich, über Kopfweh klagend. Der Major nahm Abschied und versprach dem Grafen auf dessen Bitte, ihm schleunigst jede wichtige Nachricht mitzutheilen, die er aus Tiflis oder von Kutais und Osuregethi her erhalte. Die letztere Stadt, im Süden von Gurien, hart an der türkischen Grenze gelegen, war schon seit einigen Wochen im Besitz der Türken, die von dort aus Kutais, die Hauptstadt Imerethiens, bedrohten.

Eine halbe Stunde darauf herrschte tiefe Ruhe im Schlosse. Hier irgendwelche Vorsichts- oder gar Vertheidigungsmaßregeln zu treffen, daran hatte Niemand gedacht. Im Nothfall war Dari eine natürliche, wenn auch schwache Festung, und eine tapfere Besatzung konnte es vor einem Handstreich schützen. Man lebte hier wie mitten im tiefsten Frieden. Diebe kannte man nicht, deshalb wurden auch keine Wächter aufgestellt. Der Berg und das Schloß Dari sowie das Städtchen unten am Karassu waren um zehn Uhr vom tiefsten Dunkel und vom tiefsten Schweigen eingehüllt.

Der Major hatte, ungefähr zehn Minuten von dem

Schlosse entfernt, sein Pferd an einen Baum gebunden und kehrte jetzt durch den Wald nach dem Schlosse zurück. Der Mond schien nicht; die Sterne standen klar am Himmel, aber ihr mattes Licht drang nicht durch die dichtbelaubten Kronen der Eichen und Buchen und durch die dichten Teppiche der Schlingpflanzen. Oft sah der Major den Himmel gar nicht und schritt in vollständiger Dunkelheit dahin, mit ausgestreckten Händen, langsam und vorsichtig, nur leise auftretend. Schon war er bis in die Nähe der niedrigen Mauer gelangt, welche die Fruchtgärten von dem Parke trennte, als er plötzlich stehen blieb, denn es war ihm, als höre er einen Schritt und das Athmen eines Menschen. Die Bäume standen hier weniger dicht, und es schien dem Major, als sehe er dicht vor sich auf dem dunklen Hintergrund den noch schwärzern Umriß einer menschlichen Gestalt sich abzeichnen. Er hielt den Athem an und lauschte. Aber auch der Andere, wenn es ein Anderer war, schien aufmerksam geworden zu sein. Der Major vernahm nichts mehr. Aber trotzdem schien es ein Mensch zu sein; das scharfe Auge des Majors erkannte sogar bereits, daß es ein Mann von hoher schlanker Gestalt sei. Blitzschnell durchfuhr es ihn, doch nicht Daniel?

Was war zu thun? Wer zuerst sprach, verrieth sich zuerst, und andererseits mußte Paul Gewißheit haben.

Er hätte keinen Schritt weiter thun können, wenn jener Andere wirklich Daniel war. Aber konnte es denn Daniel sein? Hatte der Prinz Nachricht von der Absicht des Majors? Unmöglich! Der Major wußte, daß Daniel am Nachmittag in Dari gewesen, der Graf hatte es ihm gelegentlich gesagt. Aber ohne einen Verrath Sophia's konnte er nichts von diesem Rendezvous wissen, und an einen solchen Verrath war nicht zu denken. Oder waren Daniel und Sophia einig und wollte letztere ersterem den Genuß verschaffen, einen andern Liebhaber schmachten zu sehen? Nein, das zu glauben wäre Wahnsinn gewesen! Indessen der Intriguant sieht oft Gespenster und zittert mehr als der Offene und Aufrichtige vor dem Wenn und Aber. Hundert argwöhnische Vermuthungen durchfuhren den Major, aber die Ueberlegung sagte ihm doch wieder und immer wieder, daß es nicht Daniel Garika sein könne.

Der Fremde bewegte sich ein wenig, als wollte er einen Schritt zur Seite thun.

„Wer ist da?" rief der Major laut und fest, denn er ertrug die Ungewißheit nicht länger.

Er hatte die Frage auf Russisch gethan und wiederholte sie dann in der Landessprache.

„Und wer seid Ihr?" lautete die Antwort, ebenfalls in der Landessprache.

Der Major athmete auf. Das war nicht Daniel's Stimme; diese Stimme hatte für ihn etwas Fremdartiges, das er bisher auf Dari nicht gehört. Seine Sicherheit kehrte zurück.

„Die erste Frage verdient auch die erste Antwort", sagte er kurz und bestimmt. „Redet!"

„Ich bin auf guten Wegen, vielleicht auf bessern, als Ihr seid!" lautete die Antwort. „Wohin wollt Ihr?"

„Ich will Antwort, Mann!" rief der Major und er zog ein Taschenpistol aus der Brusttasche und spannte knackend den Hahn.

In diesem Augenblick begann der Nachtwind in den Zweigen der Bäume zu rauschen, und zugleich war es dem Major, als höre er noch ein anderes Geräusch und als sehe er den Schatten verschwinden. Er trat vor; seitwärts hörte er jetzt deutlich ein Rauschen und die Schritte eines sich Entfernenden, ja, fast schien es ihm, als seien es die Schritte zweier Personen. Doch konnte er sich irren. Dann war Alles still.

Der Major blieb stehen, setzte den Hahn des Pistols in Ruhe und überlegte. Wer konnte das gewesen sein? Weder Daniel Garika, noch Michael Brazow — das stand fest! Jeder Andere war ihm gleichgültig. Er dachte an ein Liebesabenteuer. Vielleicht besuchte irgend Jemand aus der Nachbarschaft sein Liebchen auf dem

Schlosse. Sollte er sich durch diese Begegnung abhalten lassen, weiter zu gehen? Nimmermehr. Wahrscheinlich erwartete ihn Sophia bereits. Sein Plan war gefaßt. Entdeckte man ihn, traf er auf ein Hinderniß, so wollte er berichten, daß er verdächtigen Personen begegnet und nach dem Schlosse zurückgekehrt sei, um den Grafen zu benachrichtigen. Paul Ombrazowitsch war eine verwegene Natur, ein Hinderniß schreckte ihn nicht so leicht.

Vorsichtig ging er weiter, zuweilen plötzlich stillstehend und lauschend, ob ihm nicht Jemand folge. Aber er hörte nichts mehr. Jener Fremde mochte vielleicht einen Lauscher noch mehr scheuen als er selbst. Er ging durch den Fruchtgarten und stieg die Terrassen hinan. In zwei Fenstern sah er Licht — das mußte das Zimmer Sophia's sein. Entschlossen stieg er auf die oberste Terrasse. Er sah einen Schatten am Fenster, dann wurde der Lichtschein schwächer, eine Thür bewegte sich. Dem Major klopfte das Herz. Er sollte Sophia sehen — allein!

Die Zimmer der Comtesse lagen nach der innern Seite des Schlosses, doch stand ihr ein ganzer Flügel zur Disposition und in diesem einige Zimmer, die nach dem Park hinausgingen und in welchen die Dienerinnen schliefen. Jenes erleuchtete Zimmer war ein Vorzimmer, das durch ein unbewohntes Kabinet in Verbindung mit

dem Wohnzimmer der Comtesse stand. Sie konnte es erreichen, ohne von den Dienerinnen bemerkt zu werden. Diese sämmtlichen Zimmer lagen in einem hohen Erdgeschoß; nach dem Garten zu war dasselbe von einer hölzernen Gallerie umgeben, von welcher eine Treppe nach der obersten Terrasse niederführte. Eine Thür schloß die Treppe von der Gallerie ab, und diese Thür war es, die Sophia jetzt öffnete, um zu dem Major hinabzusteigen.

Ombrazowitsch ging ihr einige Stufen entgegen und sagte mit bewegter Stimme: „Meine theure Comtesse, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie wissen nicht, welche Seligkeit Sie mir gewähren!"

Und vielleicht unwillkürlich streckte er seine Hand aus, um die ihrige zu ergreifen.

Sophia mußte trotz der Dunkelheit diese Bewegung bemerkt haben, denn sie zog ihre Hand, die auf dem Geländer der Treppe ruhte, sogleich zurück.

„Herr Major", sagte sie, „ich darf voraussetzen, daß Sie keinen Augenblick vergessen werden, daß nur die dringende Sprache Ihres Briefes mich bewogen, ja fast gezwungen hat, hierher zu kommen. Ein einziges Wort, das mich daran erinnern könnte, daß ich leichtsinnig gewesen — und ich kehre nach meinem Zimmer zurück."

Der kalte, eisige, bis zur höchsten Förmlichkeit ge-

messene Ton ihrer Worte mochte den Major daran mahnen, wem er sich gegenüber befinde und daß süße Worte hier vergebens seien.

„Ich bitte um Verzeihung, obwohl ich bis jetzt nichts gethan, was der Verzeihung bedürfte", sagte er; „denn meine Einladung, das einzige Verwegene, das ich gethan, entsprang nur aus dem Wunsche, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Indessen, Comtesse, ist es nicht möglich, in das Haus zu treten?"

Und er berichtete schnell von der Begegnung im Park und deutete die Möglichkeit an, daß Jemand sie belauschen könne. Sophia wies diese Möglichkeit zurück und erklärte, auf der Treppe bleiben zu wollen. So standen sie in der Dunkelheit nahe bei einander, der Major einige Stufen tiefer als Sophia.

„Nun, bitte, was haben Sie mir zu sagen?" fragte die Comtesse kurz und fest.

Der Major begann damit, daß er in einfachen Worten mittheilte, er habe außer militärischen Berichten im Laufe des Tages auch einen Brief von einem Freunde in Tiflis erhalten, der mit Bezug auf die hier und dort sich bemerkbar machende unruhige Stimmung des Landes davon gesprochen, daß man die Absicht habe, den Prinzen Daniel Garika mit der Comtesse Sophia Brazow zu verbinden, um ihn dadurch enger an Rußland zu ketten.

„Comtesse“, fuhr er dann fort, „Sie können errathen, was in mir vorging, als ich diesen Brief las. Sie verlangen, ich soll ruhig sprechen — gut, ich will es. Aber Sie können mich nicht verhindern, zu sagen, was ich Ihnen, so oft wir uns sahen, durch Wort und Blick offenbart: daß ich Sie liebe! Welches Schicksal steht mir nun bevor? Der Einfluß, der sich zu Gunsten Daniel's geltend macht, ist ein mächtiger, ich weiß es. Werden Sie die Bewerbung des Prinzen annehmen, wenn sie von Tiflis aus unterstützt wird?“

„Mein Bruder sprach mir heute von derselben Angelegenheit“, antwortete Sophia. „Ich werde überlegen. Glauben Sie, daß Prinz Daniel den Einfluß der Regierung gewünscht hat?“

Paul Ombrazowitsch schien sogleich antworten zu wollen und wahrscheinlich verneinend, aber er war zu sehr Diplomat, um einen möglichen Vortheil zu vernachlässigen, und antwortete zögernd, daß er das nicht wissen könne, daß er es aber nicht glaube. Dann wiederholte er seine Frage, ob Sophia die Bewerbung annehmen werde.

„Ja, ich werde sie annehmen“, antwortete diese, jedes Wort betonend. „Ein Widerspruch gegen die Wünsche der Regierung ist nur dann möglich, wenn ich, wie mein Bruder ganz richtig gesagt, einen wesentlichen Grund für

meine Weigerung anführen kann. Außerdem liebt mich Daniel wirklich!"

„Und ich liebe Sie nicht?" rief der Major stürmisch und bitter.

„Soll ich der Regierung etwa antworten lassen, daß ich Daniel nicht heirathen könne, weil der Major Ombrazowitsch es nicht gern sehen würde?" erwiderte Sophia mit herbem Ausdruck der Stimme.

„Comtesse!" rief der Major, und diesmal schien eine wirkliche Bewegung seine Stimme zu ersticken, „Comtesse, es handelt sich nur darum, ob Sie den Prinzen lieben. Ist das nicht der Fall, so will ich eher der Regierung offen den Krieg erklären, als Sie seine Gattin werden lassen. Aber, Comtesse, meine Stellung ist eine schwierige. Bei der leisesten Ahnung davon, daß ich vielleicht die Ursache Ihrer Weigerung sein könnte, wird man mich entfernen, wird man uns trennen. Das will ich vermeiden, wenn es möglich ist, und es ist möglich, wenn Sie meinen Rath hören wollen und — wenn Sie mich lieben!"

„Major", antwortete Sophia, „sprechen Sie weniger von Liebe, mehr von Vernunft. Betrachten Sie die Angelegenheit ruhig wie ich. Gesetzt, ich liebte weder Sie noch Daniel und wollte es vermeiden, der Regierung eine offene Weigerung entgegenzusetzen, was würden Sie mir rathen, zu thun?"

„Comtesse, Sie quälen mich! Ich würde Ihnen rathen, Ihrem Bruder zu sagen, daß eine Verpflichtung, eine ältere Verbindung, von Petersburg oder Moskau her, es Ihnen zum Gebot mache, nicht sogleich zu antworten, daß Sie genöthigt seien, vorher jenen Herrn zu benachrichtigen, um ihn zu fragen, ob er sein Wort einlösen wolle oder nicht. Es ist ein trauriger Ausweg, Comtesse, aber Zeit gewinnen heißt hier Alles gewinnen."

„Ich danke Ihnen, Major", antwortete Sophia eisig kalt. „Nein, was hülfe mir eine solche Ausflucht, deren Unwahrheit man leicht entdecken könnte? Wenn ich Daniel's Bewerbung später doch annehmen müßte, warum soll ich sie nicht morgen annehmen?"

„Dann lieben Sie mich nicht, Comtesse!" rief der Major.

„Ich erinnere mich nicht, das je behauptet zu haben", antwortete Sophia. „Gute Nacht, Herr Major! Wenn ich vorher den Gegenstand Ihrer Mittheilung gekannt hätte, so würde ich Ihnen und mir die Mühe dieser Unterredung erspart haben, indem ich Ihnen angedeutet hätte, daß mir die Wünsche der Regierung bereits bekannt seien."

Sie wandte sich zum Gehen. Diesmal aber ergriff der Major ihre Hand und hielt sie fest.

„Comtesse! Sie dürfen nicht gehen!“ rief er. „Sie lieben Daniel nicht, Sie lieben mich! Was wollen Sie? Ich bin ein einfacher, ein armer Major. Soll ich der Regierung offen entgegentreten? Man schickt mich in eine Garnison nach Sibirien. Lassen Sie uns im Einverständniß handeln, und wir können Alles erreichen. Wenn der Prinz Ihr Wort nicht erhält, so wird er eine Thorheit begehen, wird sich compromittiren, offen den Unzufriedenen spielen. Dann ist eine Verbindung zwischen Ihnen beiden unmöglich. Oder sagen Sie mir, was ich thun soll. Ich will meinen Abschied nehmen, meine Carrière in Rußland aufgeben, in fremde Dienste treten, sobald Sie mir das Versprechen geben, mir treu zu bleiben, und mir die Hoffnung auf Ihre Hand erhalten. Aber es wäre eine Thorheit! Ich kann hier eine glänzende Carrière machen, kann in wenig Monaten General sein! Seien Sie barmherzig, Comtesse! Erfinden Sie einen Grund, zögern Sie, und Alles wird gut werden!“

„Ich kann nicht“, antwortete Sophia kalt. „Lassen Sie meine Hand frei, Major; ich muß zurückkehren. Nina könnte kränker geworden sein und nach mir geschickt haben.“

„Comtesse, Sie machen mich rasend!“ rief der Major, ihre Hand so stark pressend, daß Sophia zusammen-

zuckte. Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, und ich nehme den Abschied!"

In diesem Moment tönte von einem andern Flügel her ein lauter Ruf in der Landessprache:

„Diebe! Räuber! Zu Hülfe!"

„Um Gotteswillen!" rief Sophia. „Lassen Sie meine Hand!"

„Nein!" rief Ombrazowitsch. „Ihr Wort, daß Sie mich lieben, oder ich bleibe!"

„Major, Sie sind wahnsinnig! Lassen Sie mich!" rief die Comtesse.

„Nein, Sie treiben mich zum Aeußersten!" rief er und faßte ihre Hand mit seinen beiden Händen. „Sie lieben mich, ich weiß es, aber Sie sollen es auch sagen!"

„Unverschämter! rief sie, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, denn in demselben Moment rief eine Stimme ganz in der Nähe:

„Hierher! Hier sind die Diebe!"

Der Major ließ die Hand Sophia's fahren und sprang mit einem Ruf der Verwünschung die Treppe hinab. In demselben Augenblick aber fühlte er sich von zwei Armen umspannt, so kräftig, so gewaltig, so mächtig, daß ihm fast der Athem schwand.

„Unseliger, ich bin kein Dieb!" rief er sich ermannend und mit den Zähnen knirschend.

„Nun, wer denn?“ fragte eine Stimme in der Landessprache, und dieselben Arme hielten den Major wie eine eiserne Klammer umspannt.

„Wer ist das? Wer bist Du? Laß mich los!“ rief der Major und versuchte sich loszureißen.

Da ward es hell. Ein Diener, mit einer Säbelklinge in der einen, einem brennenden Scheit Holz in der andern Hand, kam herbei. Ombrazowitsch rang wie ein Verzweifelnder mit dem starken Manne, der ihn umfaßt hielt. Er erkannte das weiße Haar desselben.

„David, Du bist es! Laß mich los! Ich bin der Major!“ rief er.

„Der Major, das kann Jeder sagen; ich erkenne Euch noch nicht!“ antwortete der Alte. Noch andere Diener näherten sich. Die Stimme des Grafen tönte in der Nähe.

Paul Ombrazowitsch stieß einen Schrei aus wie ein gefesselter Panther. Der Alte ließ ihn los. Der Major wollte fliehen, aber es war zu spät. Michael Brazow war um eine Ecke gebogen und stand kaum zehn Schritt von dem Major und David entfernt, die hell von dem brennenden Scheit beleuchtet waren.

Das Gesicht des Majors flammte für einen Augenblick in wildem Grimme auf, dann wurde es bleich und kalt. Er trat auf den Grafen zu und in französischer

Sprache sagte er zu dem erstaunten Herrn des Schlosses: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, wegen der Störung. Ich bin natürlich kein Dieb; das ist ein Mißverständniß. Ich komme von der Comtesse Sophia."

II.

Die Brüder.

Um die vorhergehende Scene zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick auf die Schicksale und Pläne George's zu werfen und zu erfahren, daß es kein Zufall, kein Mißverständniß war, das David dem Major entgegenführte.

George verließ die genesende Miß Mary, ihren Vater und Wiedenburg im Monat April. Ob er gern ging, ob er, der Leidenschaftliche und oft Eifersüchtige, dessen Zuneigung zu Mary noch gewachsen war, als er ihren Tod befürchten mußte, ob er sie gern in der Nähe Wiedenburg's zurückließ, das wußte er wohl nur allein zu sagen. Denn er mußte seine Liebe in sein Inneres verschließen. Es gab für ihn während der Krankheit Mary's begreiflicherweise weder eine Gelegenheit, noch auch später während ihrer Genesung eine Anregung, diese Liebe zu offenbaren. Auch mochte er in der Nähe des ruhigen, besonnenen und mehr gereiften Wiedenburg

fühlen, daß er noch zu wenig gethan habe, zu wenig Mann sei, um den Versuch machen zu dürfen, einen so kostbaren Schatz zu erringen. Jedenfalls war es keine Zeit zur Liebeswerbung. Ihn rief die Pflicht, für ihn die heiligste, die Pflicht, sein Vaterland zu befreien. In Urmiah, der Stadt, in welcher die Flüchtlinge mit ihrer Kranken eine gastliche Aufnahme gefunden, waren die amerikanischen Missionäre ziemlich genau von Allem unterrichtet, was in der Nähe und Ferne vorging. Man kannte die Bewegungen der Truppen; man berechnete, wie gefährlich der Krieg für Rußland werden könne, wenn England und Frankreich sich ernstlich an demselben betheiligten und alle alten Feinde des Czarenreichs sich erhöben. George schwelgte in Hoffnungen und Träumen, und da die Genesung Mary's nur sehr langsam vor sich ging und Mr. Hywell über den Weg, den er später einzuschlagen hätte, noch nicht mit sich einig war, so hielt es George für unvereinbar mit seiner Pflicht, noch länger in Urmiah zu weilen. Wieder von Johnny begleitet, mit Allem, was er bedurfte, auch mit baarem Geld gut versehen, brach er nach dem Norden auf.

Vielleicht schlummerte in seinem Herzen die Hoffnung, daß er in wenigen Wochen, wenn Mary mit ihren Begleitern die Rückreise antrat, bereits an der Spitze eines Volksstammes stehen, von ihm als Herrscher

anerkannt sein werde, und daß er sich Mary in dem vollen Glanze seiner neuen oder vielmehr der alten, neu auflebenden Herrlichkeit werde zeigen können. Es war nicht Eitelkeit, die ihn so denken ließ. Die Liebe hebt jede edle Natur über sich hinaus; man möchte sich der Geliebten so groß, so edel, so glänzend zeigen als nur möglich. Wie viele der besten Herzen zu allen Zeiten glühten zugleich von Vaterlandsliebe und von der flammenden Sehnsucht, der Geliebten die Kränze eines glorreichen Siegs zu Füßen zu legen!

George ritt zuerst in das türkische Lager an der russischen Grenze und besprach sich mit einigen Führern. Man war dort infolge einiger kleinen Siege fast trunken von Siegeshoffnung, und George's Begeisterung entflammte sich zum Rausch, als er die zahlreichen Kriegsschaaren sah und die kühnen Versprechungen der Führer vernahm. Schwierig erschien es nur, das Vaterland selbst zu betreten. Eine Truppenschaar wollte man ihm nicht anvertrauen, und Garika lag auch zu tief im Innern, als daß man hätte hoffen können, es ohne heiße Kämpfe zu erreichen. Ueber Daniel Garika wußte man nichts, als daß er sich bis jetzt unempfänglich für die einzelnen Lockungen gezeigt habe, die man ihm zugesendet. Es wäre also ein verzweifeltes Wagstück von seiten George's gewesen, sich seinem Bruder ohne weiteres anzu-

vertrauen. Er konnte selbst im besten Fall erwarten, mit einem gewissen Mißtrauen empfangen zu werden; freilich zweifelte er mit seinem stürmischen Muthe nicht daran, daß er bald alle Hindernisse besiegen, alle Herzen mit sich fortreißen werde.

Doch fand sich bald ein Mittel, in die frühere Landschaft von Garika zu gelangen. Einer der türkischen Führer, der es unternommen, geheime Verbindungen mit den früher unabhängigen Völkerschaften des südlichen Kaukasus anzuknüpfen, kannte den Aufenthalt eines Mannes, dessen Herz noch jetzt von tiefem Hasse gegen Rußland entflammt war und der den Vermittler zwischen den Türken und einzelnen Völkerschaften Georgiens spielte. Sobald der Name desselben, Alia Wassi, genannt wurde, erinnerte sich George, daß er diesen Namen noch als Kind gehört, und es stellte sich auf seine Fragen heraus, daß Alia Wassi einer der vornehmern Diener des entthronten Herrschers von Garika gewesen, der mit dem Vater George's in die Verbannung gegangen und dann in die Gegend von Garika zurückgekehrt war, wo er einsam in einem kleinen Dorfe lebte, ungefähr zwischen Dari und Garika. Wenn es irgend eine Person gab, bei welcher George Sympathie für seine Pläne erwarten durfte, so war es diese. Ein georgischer Führer war bald gefunden, denn es gab

genug Leute im türkischen Heere, welche die Russen haßten und die aus den nahen Ländern herübergekommen waren, um gegen die Soldaten des Czaren zu fechten oder wenigstens als Führer und Spione zu dienen. Mit diesem und Johnny brach George an einem der letzten Tage des April auf, nach Nordosten, der Heimath zu.

Was der junge Mann fühlte, als der georgische Führer sich nach mehrtägigem, vorsichtigem Ritt zu ihm wandte und ihm sagte: „Dies ist die alte Grenze von Garika! Dieser Wald erstreckt sich bis nach Kureli, nach Dari und noch darüber hinaus! Dieser Bach fließt in den Karassu!" wer vermag es in seiner ganzen Heftigkeit zu schildern? Erbleichend und erglühend vor innerer Bewegung warf er sich vom Pferde auf die Erde, umfaßte den Boden und küßte ihn mit Thränen in den Augen. Dann umarmte er Johnny und sagte dem erstaunten, gutmüthigen Manne vielmals: „Das ist meine Heimat, Johnny! Hier bin ich geboren! Hier lebten meine Vorfahren und waren Könige!" Und Johnny drückte seinem jungen Herrn stumm die Hand und schien eine größere Ehrerbietung für denselben zu fühlen. Der nachdenkliche Zug auf seinem Gesicht war vielleicht nur durch die plötzlichen Zweifel hervorgerufen, ob er Mr. George von jetzt ab nicht wenigstens Mylord nennen müsse.

Von nun an ging der Ritt viel langsamer. George

schien Alles sehen, Alles durch das Auge in sein Herz aufnehmen zu wollen. Die Landschaft in ihrer paradiesischen Schönheit erschien ihm in der That wie der Garten Eden; die Männer, die ihnen begegneten, betrachtete er mit aufmerksamen und innigen Blicken, denn sie erschienen ihm wie alte Bekannte. Der Führer mußte Vorsicht empfehlen. George besaß zwar für sich und Johnny einen englischen Paß, aber nach der Kriegserklärung Englands war auch dieser eine sehr gefährliche Legitimation, und das Mindeste, was George zu erwarten gehabt hätte, falls er auf einen mißtrauischen russischen Beamten gestoßen wäre, würde seine zwangsweise Zurücksendung oder seine Abführung nach Tiflis gewesen sein. Sie ritten deshalb nur auf geheimen Waldwegen, welche der Führer kannte. Es war fast Abend, als sie eine Lichtung erreichten, an deren Rande einige Hütten lagen. George und Johnny mußten im Walde warten; der Führer ritt voran, um zu hören, ob Alia Wassi in seiner Wohnung sei.

Nicht lange darauf kehrte er zurück mit einem alten Manne in der einfachen Kleidung der Landleute, mit langem weißen Haar und mit Augen, die trotz des hohen Alters noch scharf und klug leuchteten. George stieg vom Pferde und ging dem Alten entgegen. Dieser stand still, beobachtete George aufmerksam, nahm dann seine

Mütze ab und sagte: „Jener Mann hat mir berichtet, daß Du ein Sohn Daniel Garika's, meines gnädigen Herrn, seiest, und jetzt, da ich Dich sehe, glaube ich ihm. Du kannst kein Anderer als Giorgi sein, den wir dort in der Stadt des Czaren ertrunken glaubten."

„Und Du bist Alia Wassi!" rief George, der die Sprache des Alten, wenn auch mit einiger Mühe, verstand. „Du warst sein Begleiter, als ihn unsere Feinde nach Sibirien schickten, Du sahst ihn sterben, damals, als ich noch ein Kind war."

„Ich sah es und ich gelobte ihm, sein Gedächtniß in Ehren zu halten, und mehr als das!" antwortete der Alte.

George war so bewegt, daß er sich kaum zu fassen vermochte. Der große, der einzige Gedanke seines Lebens, solange er denken konnte, jetzt war er erfüllt. Er stand auf vaterländischem Boden, er sprach mit einem Manne, der seinen Vater gekannt! Er ergriff die Hände des Alten. Der Greis küßte die Hand des jungen Mannes.

„Nicht so, Alia!" sagte George, seine Bewegung bemeisternd. „Ich komme nicht hierher als der Enkel eines Königs, dem man seine Krone geraubt, als der Sohn eines Fürsten, dessen kühne Pläne im Entstehen scheiterten. Ich komme als ein Kind dieses Landes, um

den Versuch zu wagen, das Volk von Garika an alte Zeiten zu erinnern und es zum Kriege zu führen gegen den alten Feind. In dem Lande der Freiheit, in dem ich bis jetzt gelebt, kennt man die blinde Unterwürfigkeit des Volkes nicht. Wenn ich auch Dein Herrscher würde, Alia, durch Recht und Geburt, so würde ich doch in einem so treuen Diener, wie Du es bist, nur den Freund, nicht den Untergebenen sehen. Betrachte mich als Deinen Sohn, als Deinen Schützling und laß mich Dich als meinen Freund betrachten."

„Ich verstehe nur schwer Deine Worte und schwer den Sinn Deiner Rede", sagte der Alte, dessen Blicke mit der größten Aufmerksamkeit auf George ruhten und dessen Augen mehr und mehr zu glänzen begannen, „aber ich sehe, daß Du mit dem Herzen sprichst und daß das Blut Deines Vaters und Deiner Mutter und Deiner Großmutter in Dir fließt."

„Ich bin glücklich, daß Du mich überhaupt verstehst", antwortete George. „Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, als ich aus Petersburg entfloh. Und wie lange hatte ich schon damals die Sprache meines Landes nicht mehr sprechen hören! Ich habe sie mit Mühe in meinem Gedächtniß festzuhalten versucht, und sie wird neu in mir aufleben, wenn ich einige Tage bei Euch weile. Kannst Du mir ein Obdach gewähren, Alia?"

„Was ich habe, ist Dein, Giorgi Garika!“ antwortete der Alte. „Gott sei gelobt! Ich habe in meinen alten Tagen noch die Freude, zu sehen, daß mein Herr und Fürst einen Sohn besitzt, der seiner würdig ist! Komm mit mir. Diese Hütten sind sicher. Bis hierher kommt selten ein Russe, und wenn er kommt, so werde ich Dich zu verbergen wissen, bis die Zeit da ist, in der wir nicht mehr gezwungen sind, Dich zu verbergen.“

Sie gingen nach der Wohnung Alia Wassi's. Die einzelnen Hütten gehörten ihm; er wohnte in der einen, ganz allein, denn er besaß weder Frau noch Kind; in den andern wohnten Landleute, die ihm die Aecker bewirthschafteten, denn er besaß noch immer einen beträchtlichen Theil des umliegenden Landes. Seine Wohnung zeigte manche Erinnerung verschwundener Tage, Bücher, Geräthe, Schmucksachen. An der Wand hing ein schlecht gemaltes Bild, das einen Mann in reicher georgischer Tracht darstellte. George fühlte sein Herz klopfen, als er es erblickte.

„Mein Vater?“ stammelte er.

„Dein Vater!“ antwortete Alia. „Wenn Du zu Deinem Bruder Daniel kommst, so wirst Du bessere Bilder von Deinem Vater sehen. Aber — doch still davon! Hier ist noch etwas für Dich!“

Und er holte aus einem Schranke ein kleines Medaillon und öffnete es. George sah das Portrait einer schönen Frau mit entschlossenen, edlen Zügen.

„Das ist Deine Mutter, meine Herrin!" sagte der Alte leise. „Dein Vater gab es mir. Aber es ist Dein wie Alles, was Du siehst!"

George setzte sich in eine Ecke, mit dem Medaillon in der Hand, dem Bilde des Vaters gegenüber. Dort saß er bis in die Dämmerung hinein. Tiefe Wehmuth erfüllte sein Herz, und ohne daß er es wußte, flossen ihm die Thränen schwer und langsam über die Wangen. Seine ganze Seele ruhte in der Vergangenheit; für die Hoffnungen der Zukunft hatte sie in dieser Stunde keinen Raum. Erst allmälig erhob sich aus dem Gram über die so früh ihm geraubten Aeltern die flammende Idee der Rache gegen diejenigen, die das Leben seiner Aeltern verkürzt. Dieser Gedanke führte ihn in die Wirklichkeit zurück und erinnerte ihn, wo er war. Er rief nach Alia und der Alte kam.

Es begann nun, während Alia das Beste, was er besaß, Brod und Fleisch und einen Wein von unvergleichlicher Güte, seinem jungen Freunde auftrug, ein Gespräch, das sich bis tief in die Nacht hineinzog. George machte den Zuhörer und unterbrach den Alten nur zuweilen mit Fragen. Alia schilderte die Verhältnisse des

Landes in den letzten fünfzig Jahren, die Gegenwart, die Stärke und die Schwächen der Russen, die Absichten der Tschetschenzen, die Aussichten für den gegenwärtigen Kampf. Dann sprach er von Nina und Daniel. Letztern schilderte er als einen Schwächling, dem die russischen Epauletten lieber seien als eine Fürstenkrone. Er kannte die Neigung Daniel's für Sophia und schilderte sie genau. Er wußte auch, daß Sophia dem Major Ombrazowitsch den Vorzug gab. George wollte das Alles ausführlich wissen. Es waren ja die ersten Nachrichten über seinen Bruder. Alia sagte, er habe dem Prinzen einige Schriftstücke, die von den Türken ausgegangen und an die Georgier gerichtet, zukommen lassen, ohne daß Daniel wisse, von wem sie gekommen; man sei auch in Tiflis der Ansicht, als dürfe man Daniel nicht ganz trauen. Aber er selbst hoffe nichts von ihm. Eine einzige Möglichkeit sei vorhanden, ihn zum Hasse gegen die Russen und zur Thatkraft aufzureizen, wenn nämlich Sophia sich offen gegen ihn erkläre. Aber das lasse sich nicht erwarten; jedenfalls werde Brazow bei der jetzigen Lage seiner Schwester Vorsicht predigen.

„So glaubst Du, daß es jetzt gefährlich wäre, mich meinem Bruder zu offenbaren?“ fragte George.

„Ja!“ antwortete Alia. „Daniel ist schwach, und

ein schwacher Mensch kann leicht ein schlechter werden. Du bleibst bei mir, bis die Lage der Dinge eine klare geworden ist. Eher könntest Du Nina sehen, wenn Du es wünschest. Sie ist gutmüthig und wahrscheinlich Frau genug, um ein Geheimniß zu verbergen. Doch ist es sicherer, Du bleibst auch ihr jetzt fern. Sie liebt ohne Zweifel ihren Gatten mehr als einen Bruder, dessen sie sich nicht erinnern kann und den sie längst gestorben glaubte. Bedenke, daß Alles, was für uns gut wäre, dem Grafen Brazow Verderben bringen müßte."

Er schilderte dann den Charakter und die augenblickliche Stimmung der Garikaner und der benachbarten Völkerschaften. Die Schilderung fiel ungünstiger aus, als George erwartet hatte. Die Garikaner, einst ein tapferer Volksstamm, waren durch einen langen Frieden, durch die von Rußland ausgehende systematische Fernhaltung vom Waffendienst erschlafft. Viele hatten sich daran gewöhnt, die Russen als die bleibenden Herren des Landes zu betrachten. Die Söhne mancher reichern Familien waren dem Beispiel Daniel's gefolgt und hatten die russische Uniform angelegt. Die Landleute verhielten sich in träger Gleichgültigkeit, bauten ihre Aecker und bezahlten ihre Steuern. Von den Aelteren, welche den Vater George's und Daniel's gekannt hatten, lebten nur noch wenige. Dennoch glaubte Alia

Wassi, daß man die Befreiung von der russischen Herrschaft mit Freuden begrüßen werde, denn schon hatten die Aushebungen zum Militär, mit denen Rußland auch hier in neuerer Zeit strenger verfahren war, Mißmuth hervorgerufen. Auch unterhielten die Kämpfe des tapfern Schamyl eine gewisse Gährung im Volke. Wenn also die Türken siegreich vorgingen, wenn Schamyl Siege errang, so war es wohl möglich, daß ein Theil der Garikaner sich erhob und sich um die Enkel seiner frühern Könige schaarte; noch lebten hier und dort Erinnerungen an die frühere Größe und Blüte des Reichs. Aber Alia verbarg dem jungen Manne die Schwierigkeiten der Lage nicht. Es bedurfte eines mächtigen Anstoßes, um die trägen Gemüther zu entflammen. Ob das Erscheinen George's allein hinreichen werde, diese Wirkung zu üben, schien zweifelhaft.

Bewegt und erregt suchten die Männer in später Nacht ihr Lager. Johnny schlief bereits so tief, als ob er sicher im Schutze Englands ruhe. Aber George sah den Morgen dämmern, ehe er die Augen schloß. Es war ja die erste Nacht in der Heimat!

Die ersten Tage vergingen ruhig. Alia Wassi war viel außer dem Hause; er durchwanderte die Gegend, um Erkundigungen einzuziehen, die Nachricht von dem Vorrücken der Türken zu verbreiten und die Einzelnen,

denen er vertrauen konnte, davon zu unterrichten, daß große Dinge im Werke seien. Zuweilen begleitete ihn George in einfacher Tracht. So sah er Garika und Dari, einst die Stammsitze der Herrscherfamilie, der er entsprossen. War er allein zu Hause, so hatte er freilich Muße genug, über seine Lage nachzudenken, und es erging ihm wie allen heißblütigen, jugendlichen Männern, er mußte sich gestehen, daß die Schwierigkeiten, in der Nähe betrachtet, größer seien, als er in der Ferne geglaubt. Wohl war er in der Heimat, aber diese Heimat war ihm fremd geworden. Zuweilen beschlich ihn das Gefühl, als ob eigentlich England sein Vaterland sei. Er sprach viel mit Johnny, der ebenfalls seine Tracht hatte ändern müssen, um nicht, wenn er zufällig erblickt werde, Aufsehen zu erregen, und der sich wahrscheinlich herzlich langweilte, es aber seinem Herrn zu Liebe nicht verrieth. Johnny hörte geduldig Alles, was ihm George über das Land und seine Hoffnungen erzählte.

„Ein Regiment Hochländer, Sir!" war seine gewöhnliche Bemerkung, begleitet von einem leichten Achselzucken. „Ein Regiment Hochländer, ein paar Kanonen — dann ließe sich Alles machen. Und die werden schon kommen!"

Und dann legte er gewöhnlich eine so gründliche Verachtung der Russen an den Tag, daß selbst George

es für nöthig hielt, ihn an die russischen Kriegsschiffe vor Sinope zu erinnern und darauf aufmerksam zu machen, daß die Russen denn doch nicht so verächtliche Gegner seien.

Eines Tages, als Alia Wassi nach Hause zurückkehrte, begleitete ihn ein alter Mann mit weißem Haar, aber von fast riesigen Körperformen. Es war David, ein jüngerer Bruder Wassi's, der noch im Dienste Nina's auf Dari stand, da er der sterbenden Fürstin Garika versprochen, ihr Töchterlein nicht zu verlassen. David war ruhiger als Alia, aber ebenfalls der Familie Garika treu zugethan und ein Feind der Russen. Alia hatte ihm deshalb ohne Besorgniß das Geheimniß George's oder Giorgi's, wie er hier genannt wurde, mittheilen können. David bestätigte Alles, was Alia über Daniel und sein unmännliches Verhältniß zu Sophia Brazow gesagt. Auch er hielt es für durchaus nothwendig, daß Daniel durch eine Abweisung Sophia's gereizt werden müsse, wenn er sich entschließen solle, gegen Rußland aufzutreten. Aber die beiden Männer, obgleich in Herzensangelegenheiten und Frauenintriguen wenig erfahren, durchschauten dennoch den Charakter Sophia's gut genug, um zu befürchten, daß diese noch lange ihr Spiel mit Daniel treiben werde, wenn nicht ein plötzlicher Zwischenfall irgend eine Entscheidung herbeiführe.

Als darauf George den Wunsch äußerte, seine Schwester zu sehen, berietheu die beiden Männer sehr lange, ob das möglich und räthlich sei. Ihre Berathungen und Beschlüsse waren folgende. George sollte zuerst einen Brief an Nina und später an Daniel schreiben, worin er sie benachrichtigte, wie es ihm ergangen und daß er, von Sehnsucht, sein Vaterland wiederzusehen, getrieben, nach Garika gekommen sei. Er sollte hinzufügen, daß er der Pflegesohn eines reichen Mannes und in guten Verhältnissen sei. Denn die alten Männer, genau mit dem Charakter der betheiligten Personen bekannt, fürchteten, daß Daniel, Nina und Brazow, wenn sie die Rückkehr George's erfuhren, an die Möglichkeit denken könnten, er wolle ihnen einen Theil ihres Besitzthums entziehen. George sollte in diesem Briefe schreiben, daß er es nicht gewagt, sich öffentlich zu zeigen, weil er fürchte, von der russischen Regierung wegen seiner Flucht bestraft zu werden; auch sollte er seinen Aufenthalt nicht nennen und sie bitten, gegen Jedermann zu schweigen, da er nur einen englischen Paß habe und England mit Rußland im Kriege sei. Er sollte die Bitte um eine Unterredung hinzufügen. Dann wollte man sehen, welchen Eindruck die Briefe auf Nina und Daniel machen würden. Letzterem sollte der Brief erst dann übergeben werden, wenn Nina bereits in eine Unterredung eingewilligt, damit

er nicht im entgegengesetzten Sinne auf sie wirken könne. Eine Unterredung zwischen Nina und Daniel über diesen Gegenstand sollte dadurch vereitelt werden, daß David es übernahm, die Gräfin noch an demselben Tage, an welchem sie den Brief erhielt, für die Unterredung mit George zu gewinnen. Man nahm an, daß Daniel an diesem Tage wohl nicht nach Dari kommen werde; geschah es, so wollte David versuchen, Nina zu überreden, nicht mit Daniel, der dann seinen Brief noch nicht erhalten, über George zu sprechen, weil die Ueberraschung des letztern von dem Grafen bemerkt werden und auffallen könnte.

Bei der Unterredung mit Nina sollte George dann seine politischen Pläne vollkommen verbergen, zugleich aber zu erfahren suchen, ob sich ihr Gatte über die Lage des Landes und Rußlands geäußert und was Nina über die Absichten und Neigungen Sophia's erfahren. Denn darüber wußte David nicht mehr, als was er mit den Augen errathen konnte, da die Gespräche im Schlosse fast ausschließlich französisch geführt wurden und David diese Sprache nicht verstand. Wenn dann auch später Nina und Daniel das Geheimniß George's gegen Brazow verriethen, so waren sie doch bereits gewissermaßen George's Mitschuldige und mußten die Partei desselben nehmen, ihn zu schützen suchen. Inzwischen konnte sich Manches

ereignen. Der Hauptgrund, der die beiden Männer veranlaßte, auf George's Plan einer Unterredung mit Nina einzugehen, war übrigens die Rücksicht auf das Gefühl George's, der nicht als ein Feind Brazow's und dadurch auch seiner Schwester auftreten wollte, ohne sie nicht vorher einmal gesehen und ihr gezeigt zu haben, daß er sie liebe. Zwangen ihn dann später auch die Verhältnisse zu einem feindlichen Auftreten, so lag doch in der Erinnerung an diese erste, rein verwandtschaftliche Unterredung etwas Versöhnendes für Bruder und Schwester.

George schrieb die Briefe in französischer Sprache, einfach, aber mit der Wärme des Gefühls, die ihm eigen war. Alia übergab sie David, der es übernahm, der Gräfin den Brief an dem Tage zu übergeben, der ihm geeignet schien, und etwas später den andern an Daniel zu senden. George sollte sich dann bereit halten, seine Schwester zu besuchen.

Dies war die Lage der Verhältnisse an dem Tage, an welchem Paul Ombrazowitsch die Comtesse Sophia um jene heimliche Unterredung gebeten hatte. An demselben Tage, am Vormittag, hatte David seiner Herrin den Brief George's gegeben. Sobald sie ihn gelesen, hatte sie sich, erschüttert und erregt, in ihr Kabinet zurückgezogen und jenes Unwohlsein vorgeschützt, um allein zu sein.

Nur David hatte Zutritt zu ihr erhalten, was nicht auffiel, da er ihr ältester und treuester Diener war.

Nina in ihrer Gutmüthigkeit dachte nicht einen Augenblick daran, die Wahrheit dessen in Zweifel zu ziehen, was ihr George schrieb, oder seine Scheu vor Entdeckung einem andern Grunde zuzuschreiben, als der Furcht vor der mächtigen und gefürchteten russischen Regierung. Sie sehnte sich danach, George zu sehen, und überließ im vollkommensten Vertrauen David die Anordnung der Zusammenkunft. Als Daniel am Nachmittag kam, ließ sie auch ihm sich krank melden, da sie den Grund David's, daß die Ueberraschung Daniel's bei einer so seltsamen Nachricht Aufsehen erregen könne, ganz natürlich fand. Im Uebrigen hatte ihr ja David gesagt, daß Daniel ebenfalls im Laufe des Tages einen Brief von George erhalten werde, und daß sie dann später mit ihm darüber sprechen könne, wie diese Nachricht am besten ihrem Gemahl mitzutheilen und was überhaupt zu thun sei. David sollte am Abend George zu ihr führen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, daß Michael nicht plötzlich bei ihr eintreten könne. Im schlimmsten Falle erschien ihr auch eine solche Ueberraschung nicht als ein Unglück, da ja der Gräfin jeder Gedanke an politische Rücksichten fern lag und Michael,

wie sie annahm, sich mit ihr freuen mußte, den todtgeglaubten Bruder wiederzusehen.

George und Alia Wassi erhielten am Nachmittag die Nachricht, daß Nina gegen zehn Uhr abends bereit sein werde, George zu sehen. Die Wohnung Alia's war ungefähr drei Stunden von Dari entfernt. Die Männer brachen also, von einem Diener begleitet, bei guter Zeit auf und waren vor neun Uhr an der verabredeten Stelle. Bald darauf erschien David, um mitzutheilen, daß Alles in Ordnung sei, und George nach Dari zu führen. Alia blieb mit dem Diener zurück.

Auf dem Wege dorthin, in der Nähe des Schlosses war es, wo sie das Geräusch der Schritte des Majors hörten.

„Ich kann nicht ahnen, wer das ist“, flüsterte David. „Fragt man uns, so antworte Du, damit man meine Stimme nicht erkennt. Es wird vielleicht ein Diener sein, der zu seinem Liebchen schleicht. Sowie ich Deinen Arm drücke, Giorgi, hörst Du auf zu antworten und folgst mir.“

Wir wissen, wie die Begegnung stattfand und wie es den Beiden gelang, sich zu entfernen, ohne daß der Major ahnen konnte, wer mit ihm gesprochen. Anders war es mit David.

„Seltsam!“ flüsterte er, als sie in der Nähe des

Schlosses waren. „Die Stimme kenne ich. Es geht etwas vor. Daniel war am Nachmittag auf dem Schlosse, der Graf sprach mit seiner Schwester, der Major ist hier im Dunkeln, vielleicht hören wir noch mehr. Giorgi, was auch geschehen möge, Du bleibst ruhig bei Deiner Schwester. Da bist Du sicher. Niemand kommt zu ihr, und ich hole Dich, sobald ich es für Zeit halte."

„Aber was kann denn geschehen?" fragte George. „Wenn Du einen Verrath fürchtest —"

„Keinen Verrath — nur still!" unterbrach ihn David. „Ich glaube, ich fasse heute den Fuchs. Aber rühre Dich nicht, was Du auch hören mögest. Du wirst Alles erfahren, wenn ich erst selbst weiß, was ich ahne."

Sie gingen noch vorsichtiger als vorher, bis sie das Schloß erreichten. David führte den jungen Mann durch eine sonst verschlossene Thür in das Kabinet seiner Schwester und entfernte sich, als sich George und Nina noch in der Verwirrung des ersten Anblicks gegegenüberstanden, mit der Entschuldigung, daß er sehen wolle, ob Alles sicher sei.

Der schlaue Alte schlich vorsichtig wie eine Katze nach dem Flügel, in welchem Sophia wohnte. Er ahnte die Wahrheit. In dem Moment, in welchem Paul Ombrazowitsch der Comtesse auf der Treppe ent-

gegenging, langte David auf der Terrasse an. Er lauschte eine Minute lang, dann schlich er zurück in das Schloß, um einem Diener, der in der großen Küche die Wache hatte, zu sagen, daß nicht Alles in Ordnung sei und daß er ein Scheit Holz anzünden, seinen Säbel nehmen und unter dem großen Thor warten möge.

Darauf schlich er zurück. Er verstand nichts von der französisch geführten Unterhaltung, aber er fürchtete, sie werde nicht lange währen. Deshalb eilte er zurück und rief zuerst unter dem Fenster Michael Brazow's: „Diebe! Licht! Hülfe!" Was weiter geschah, haben wir in dem letzten Abschnitt geschildert.

Sobald Paul Ombrazowitsch die Worte gesprochen: „Ich komme von der Gräfin Sophia!" wandte sich Michael Brazow zu den Dienern und sagte kalt:

„Was steht Ihr hier? Macht, daß Ihr wegkommt! Wie könnt Ihr solche Esel sein und den Herrn Major anfallen, der nach Hause zurückkehren will? Fort!"

Die Diener gingen. David entfernte sich scheinbar tief beschämt und eine Entschuldigung murmelnd.

„Der gnädige Herr befehlen, daß ich zur Herrin gehe und ihr mittheile, daß es nichts gewesen?" fragte er demüthig.

„Jawohl, thue das und sage nichts als: es sei ein blinder Lärm gewesen. Hörst Du? Weiter nichts!" rief Michael.

David entfernte sich ehrerbietig und trieb die Diener und Dienerinnen, die sich scheu und neugierig am großen Thor versammelt hatten, mit strengen Worten in das Schloß zurück. Dann eilte er nach dem Kabinet Nina's.

„Es ist nichts!" rief er den Beiden zu, die in banger Erwartung mitten im Zimmer standen. „Es war ein blinder Lärm. Alles ist ruhig. In spätestens einer halben Stunde hole ich Dich, Giorgi."

Inzwischen gingen Michael Brazow und der Major schweigend neben einander nach dem Arbeitszimmer des Grafen. Für den letztern war diese Scene so unerwartet, so plötzlich gekommen, daß er in der That nicht zu sprechen vermocht hätte, selbst wenn er gewollt hätte. Der Major sah bleich, aber ruhig aus, als er in das Zimmer des Grafen trat. Sein Plan war gefaßt. Es handelte sich nur darum, wie Sophia ihn aufnehmen werde. Wußte sie, daß er nicht entkommen? Hatte sie gehört, was vorgegangen? Er vermuthete es.

Der Graf deutete auf einen Sessel; Ombrazowitsch setzte sich aber nicht. Der Graf ging langsam und nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er überlegte, was er in einem so außerordentlichen Fall zu thun habe.

„Sie haben mir die Wahrheit gesagt?" fragte er dann den Major.

„Ja wohl, Herr Graf!“

„Und Sie würden in Gegenwart meiner Schwester Ihre Aussage wiederholen?“ fragte Brazow.

Gewiß, Herr Graf!“ antwortete der Major, und dann als er sah, daß Brazow nach dem Klingelzug griff und klingelte, fügte er hinzu: „Wäre es nicht besser, Herr Graf, wenn wir in dieser Angelegenheit so wenig Aufsehen als möglich machten?“

„Gewiß!“ antwortete der Graf. „Ich will auch nur meine Schwester sprechen!“

Es erschien ein Diener. Der Schloßherr sagte ihm, er möge zu der Comtesse gehen, eine ihrer Dienerinnen wecken und der Comtesse sagen lassen, daß er, ihr Bruder, sie in einer sehr dringenden Angelegenheit sogleich zu sprechen wünsche. Wenn es ihr irgend möglich sei, so möge sie kommen.

Als der Diener gegangen war, begann Michael Brazow wieder seine langsame Promenade durch das Zimmer. Paul Ombrazowitsch stand bleich, auf den Sessel gestützt. Wie würde Sophia seine Kühnheit aufnehmen? Er kannte solche Naturen; sie waren unberechenbar. Möglicherweise imponirte ihr seine Keckheit und sie gestand, daß sie ihn liebe. Möglicherweise fühlte sie sich beleidigt und gab dieser Angelegenheit eine Wendung zu ihren Gunsten, trennte sich für immer von ihm.

Es waren entscheidende Minuten, denen der Major entgegensah.

Fast eine Viertelstunde verging. Sollte Sophia nichts gesehen haben, nichts ahnen? Würde sie sagen, daß sie sich schon in ihrem Schlafzimmer befunden, daß sie sich erst habe ankleiden müssen? Endlich erschien sie.

Sie war in einen weiten Nachtmantel gehüllt, dessen Kapuze fast ihr Gesicht verbarg. In der Thür blieb sie stehen, wie es schien, überrascht davon, daß sie ihren Bruder nicht allein finde. Dann trat sie näher. Der Graf ging ihr entgegen und reichte ihr einen Sessel. Sie lehnte ihn mit einer Handbewegung ab.

„Was ist denn geschehen, Michael? Weshalb läßt Du mich so spät rufen? Und Du bist nicht allein?“ fragte sie.

„Es thut mir leid, daß ich Dich habe stören müssen“, sagte der Graf, „aber ich mußte es thun, um eine seltsame Angelegenheit sogleich aufzuklären. Ich hörte nach Dieben rufen, eilte hinaus und fand auf der Terrasse, unter den Fenstern Deines Flügels, David mit dem Herrn Major ringend, der mir sagte, er käme von Dir!“

„Von mir?“ antwortete Sophia, ihren Blick düster auf den Major richtend.

„Es ist die Wahrheit, Comtesse!“ sagte dieser und

seine Blicke schienen in ihrer Seele lesen zu wollen. „Ich hätte gern jedes Opfer gebracht, ich rang wie ein Verzweifelter mit diesem Narren, diesem David; aber als Ihr Herr Bruder dazu kam, blieb mir keine andere Wahl, als die Wahrheit zu sagen oder wie ein Dieb behandelt zu werden."

„Keine andere Wahl?" fragte Sophia mit demselben düstern Blick. „Das will mir eigenthümlich scheinen. Sie hätten sagen können, daß Sie von Jemand anders kämen."

„Nein, nein, Sophia, es ist besser so, daß ich Alles weiß!" rief der Graf bitter.

„Alles?" wiederholte die Comtesse. „Wir werden hören! Herr Major, Sie haben meinem Bruder gesagt, daß Sie von mir kämen. Haben Sie ihm nichts, nichts weiter gesagt?"

Was ging in ihrer Seele vor? Ja, wenn Ombrazowitsch es gewußt hätte! Er mußte seine Antwort danach formen. Was dachte, was fühlte, was beabsichtigte Sophia? Ihre Miene war so kalt, so streng, so drohend, ohne einen Funken von Theilnahme, von Aufmunterung oder auch nur von Schwanken. Hatte er sich geirrt? Liebte sie ihn nicht? Führte sein verzweifelter Entschluß zum Gegentheil dessen, was er beabsichtigt? War Sophia verletzt, beleidigt durch sein Ge-

ständniß? In der That, er hätte eine leichte Antwort geben können. Es gab hübsche Mädchen unter den Dienerinnen auf dem Schlosse. Der Graf würde gelächelt haben, wenn ihm der Major ein kleines Geständniß in dieser Beziehung gemacht, David hätte geschwiegen; er war ja sonst ein verständiger Diener. Aber Ombrazowitsch hatte die Wahrheit sagen wollen, um Sophia zu einer Entscheidung zu zwingen. Und wie fiel diese Entscheidung aus?

„Comtesse", antwortete er, „ich fühlte mich nicht berufen, mehr zu sagen, als was ich gesagt. Es hängt von Ihnen ab, welche Mittheilung Sie Ihrem Bruder über dasjenige machen wollen, was vorgefallen. Ich beklage es aufs Tiefste. Es ist wahr, ich hätte eine Ausrede ersinnen können, aber ich war verwirrt, vollkommen kopflos."

„Sie sind es sonst selten!" sagte Sophia kalt, als er zögerte. „Nun, Michael, meine Antwort ist sehr einfach. Hier ist der Brief, in welchem der Herr Major mich um eine Unterredung bat. Du siehst, daß es die erste war, höchst wahrscheinlich ist es auch die letzte. Ich ging darauf ein, weil ich es für möglich hielt, daß der Herr Major mir irgend etwas Außergewöhnliches zu sagen haben könne. Er ist ein Freund unserer Familie, ein alter Bekannter von mir; ich glaubte, seine Bitte,

wenn sie auch seltsam war, nicht abschlagen zu dürfen, und traute mir Kraft und dem Herrn Major Takt genug zu, um eine solche Unterredung ohne einen Nachtheil für meine Ehre überstehen zu können. Dies ist der Brief!“

Michael nahm das Billet und durchflog es. Seine Miene war ruhiger geworden. Es lag in dem ganzen Wesen Sophia's eine so entschiedene Ablehnung jedes zärtlichen Verhältnisses, daß Michael nicht daran zweifeln konnte, Sophia habe sich ihre vollkommene Freiheit bewahrt und werde sie sich bewahren.

„Nun, und darf ich fragen, was der Herr Major Dir so Wichtiges zu sagen hatte?“

„Er theilte mir mit, was Du mir am Nachmittag über die Pläne der Regierung gesagt“, antwortete Sophia.

Michael Brazow fühlte, daß er nicht weiter gehen könne. Die Angelegenheit nahm einen ganz andern Ausgang, als er erwartet, einen Ausgang, mit dem er zufrieden sein konnte.

„Ich bitte Dich nochmals um Verzeihung, liebe Schwester, daß ich Dich in so später Stunde hierher bemüht“, sagte er, „aber Du begreifst, daß ich in dieser Angelegenheit klar sehen mußte!“

„Vollkommen!“ antwortete Sophia. „Wissen die Diener, was der Herr Major gesagt?“

„Möglicherweise David", antwortete Michael. „Und ich werde dafür sorgen, daß er, wenn er es nicht weiß, es nicht ahnen kann, und wenn er es weiß, es nicht weiter sagt. Es wird nichts übrig bleiben, als einen Ausweg zu ersinnen; der Herr Major wird sich dazu bequemen müssen, denn hoffentlich wird er nicht aller Welt den wahren Zusammenhang oder gar die Thatsache der Unterredung ohne Zusammenhang mittheilen wollen."

„Ich bin zu jeder Sühne bereit", sagte der Major, der mit aufeinandergepreßten Lippen und fast höhnisch vor sich nieder sah. „Man kann die Leute glauben lassen, ich sei von einer Dienerin gekommen. Es thut mir leid, daß diese Angelegenheit so traurig geendet hat. David kann natürlich nichts ahnen. Wie hätte er mich sonst für einen Dieb halten können?"

Es lag etwas Mißtrauisches in diesen Worten. Stieg der Gedanke abermals in ihm auf, daß man ihm eine Falle hatte legen wollen? Doch das war unmöglich. Sophia hatte wahrlich keinen Grund, mit ihm entdeckt zu werden, sonst hätte sie jetzt nicht mit solcher Härte jedes innigere Einverständniß mit ihm in Abrede gestellt. Oder wollte sie sich seiner entledigen? Nein, dazu hätte sie einfachere Wege einschlagen können. Er fühlte, daß er sich mit thörichtem Argwohn quäle. Aber eins stand fest, Sophia hatte ihn zurückgewiesen. Das

Haus des Grafen war ihm in Zukunft verschlossen. Er hätte rasen mögen über die schwankende Laune dieses Weibes, die jede Berechnung zu Schanden machte. Verspielt war dieses Spiel, für heute wenigstens, für einige Zeit, aber nicht für immer! So leicht wollte er den Kampf nicht aufgeben. Ja, es flammte eine dämonische Lust in ihm auf, nun erst recht zu siegen, Sophia zu demüthigen, in seine Fesseln zu schlagen!

„Gute Nacht, Michael!“ sagte die Comtesse, und ohne auf den Major zu achten, der sich verneigte, verließ sie das Zimmer.

Es trat eine peinliche Pause ein. Der Graf wußte offenbar nicht, was er noch mit Ombrazowitsch sprechen solle, und in diesem kochte der ganze Zorn über die blinde Mißgunst des Zufalls, die ihm Alles verdorben.

Ein Zwischenfall kam den Beiden zu Hülfe. Man hörte lautes Pochen und Rufen. Michael Brazow glaubte zu hören, daß man nach ihm verlange. Da es eine aufgeregte Zeit war und man stündlich neue Nachrichten und Befehle nach Tiflis zu erwarten hatte, so konnte das nicht auffallen.

„Ich will hören, was es gibt“, sagte er. „Entschuldigen Sie mich, Herr Major!“

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie“, erwiderte dieser. „Vielleicht interessirt diese Nachricht auch mich!“

Brazow nahm eine Kerze und sie schritten hinaus auf den Hof. Man hatte bereits einem Reiter das Thor geöffnet. Es war ein Dragoner aus Kureli mit einer Depesche für den Grafen und einer andern für seinen Major. Der Mann war schnell in der Nacht durch den Wald geritten; sein Gesicht war zerrissen von den Zweigen, die ihn gestreift.

Der Graf und der Major lasen ihre Depeschen beim Scheine der Kerze. Sie waren fast gleichlautend. Der Major sollte mit seiner Schwadron in östlicher Richtung den Karassu hinaufziehen und theils recognosciren, theils die einzelnen Abtheilungen Miliz, die ihm genauer bezeichnet waren, an sich ziehen und inspiciren. An einem bestimmten Orte sollte er sich mit einem größern Corps vereinigen und sich dem Führer desselben unterordnen. Die Milizen Brazow's und Daniel Garika's sollten unter der Führung des Majors ebenfalls den Karassu hinaufziehen. Der Marsch sollte sobald als möglich, spätestens innerhalb zwanzig Stunden angetreten werden.

„Gut denn, auf Wiedersehen morgen, Herr Graf!“ sagte Paul. „Ich treffe Sie am Mittag, wenn es Ihnen recht ist, in Garika! Freut mich, daß wir eine kleine Campagne zusammen zu bestehen haben! Das zerstreut die Gedanken. Empfehlen Sie mich den Damen!“

Er grüßte militärisch und verließ mit dem Dragoner den Hof, um sein Pferd aufzusuchen.

Michael Brazow sandte einen Boten an den Ortsvorsteher nach Dari hinab, um ihn von der Ordre unterrichten zu lassen. Dann befahl er, ihn um vier Uhr zu wecken, und ging hinüber nach seinem Schlafzimmer.

Jetzt erst erinnerte er sich seiner Gattin. Er klopfte an die Thür des Zimmers, in welchem die Dienerinnen schliefen. Man sagte ihm, die Frau Gräfin habe nach Niemand verlangt und scheine zu schlafen. Beruhigt entfernte sich Michael.

Nina schlief nicht. Wenige Minuten vorher hatte George Abschied von ihr genommen, und sie saß noch bewegt und leise weinend in ihrem Schlafzimmer. Welch eigenthümliches Wiedersehen! Die gutherzige Frau fühlte das Traurige dieses geheimen Sichwiederfindens, obwohl ihr Gefühl nicht zu denen gehörte, die man fein oder ausgebildet nennen darf. Ein Bruder, ein todtgeglaubter, längst vergessener Bruder, plötzlich vor ihr stehend, und was auf jede Frau Eindruck macht, ein so schöner Mann, von so feinen Sitten, so sanft und doch so warm in seinem Wesen, ein Mann, aus dessen Auge Treue und innige brüderliche Liebe sprachen und in dem sie eine höhere Natur ahnte, wenn sie sich dessen auch nicht klar bewußt wurde, der

mit solcher Bewegung von den Aeltern sprach, die sie noch weniger gekannt als er, und, ein Fremdling in seiner Heimat, verstohlen zu ihr schleichen mußte — wohl mußte sie das Alles seltsam durchzittern! Am liebsten hätte sie sogleich ihren Gatten rufen lassen, um ihm Alles zu sagen. Aber George hatte sie gebeten, dem Grafen gegenüber noch das tiefste Stillschweigen zu bewahren, so lange wenigstens, bis er mit Daniel gesprochen. Es war ihr eigen zu Muthe. Sie fühlte, wie ihm ihr Herz freundschaftlich entgegenschlug, wie sie ihn mehr lieben könne als Daniel, der ihr niemals mehr gezeigt hatte als eine kühle, nachlässige Achtung, die oft Gleichgültigkeit schien. Und doch war ihr George so fremd. Sie fühlte, welcher Abstand zwischen ihm und Daniel und auch dem Grafen sei. Die einfache Frau konnte sich nicht bewußt werden, daß dieses Fremdartige nichts Anderes war als die höhere Bildung, der eigenthümliche Adel, den die Beschäftigung mit geistigen Dingen, ein tieferes Seelenleben und ein Streben nach dem Ideal verleiht. Aber sie empfand es als ein Fremdes, das dennoch schön war und das sie mit einer scheuen Bewunderung erfüllte. Sie fühlte etwas wie Stolz, daß dies Bruder sei, aber die innerliche Scheu blieb ihr doch. Dieses Wiedersehen, diese Erscheinung war ihr zu plötzlich, fast erschreckend gekommen.

Inzwischen gingen George und David durch den Wald dem Platze zu, an welchem Alia ihrer harrte. David achtete das Schweigen seines Begleiters oder mochte seinen eigenen Gedanken nachhängen, denn er unterbrach das Schweigen desselben nicht. Sie hörten den Major, der sein Pferd suchte, und die schweren Hufschläge von dem Pferde des Dragoners, und George fragte, wer das sei. David antwortete, er werde ihm bald Auskunft geben. So gelangten sie zu Alia.

„Nun, wie findest Du Nina?" fragte der Alte. „Ich danke Gott, daß Alles gut abgelaufen; es war ein Wagstück."

„Meine Schwester ist ein gutes Wesen", antwortete George. „Vielleicht würde sie anders, ich will nicht sagen, besser geworden sein, wenn meine Mutter gelebt und sie erzogen hätte, aber sie hat sich ein gutes Herz bewahrt. Zuerst standen wir uns befangen und fremd gegenüber, aber das war nicht anders zu erwarten. Ich sah bald, daß es nicht Mißtrauen, sondern nur natürliche Scheu war, die sie von mir trennte, und meine Worte fanden bald Eingang in ihr Herz. Als ich von den Aeltern sprach, weinte sie; als ich aber von dem einstigen Glanz unserer Familie und von dem traurigen Ende der Aeltern sprach, an welchem Rußland nicht unschuldig sei, schien sie qualvoll berührt und verstand mich nicht. Ich brach bald

davon ab. Ihren Gatten liebt sie, das kann und soll nicht anders sein. Ueber Daniel sprach sie wenig; er scheint ihr nicht viel schwesterliche Liebe abgewonnen zu haben. Politik ist ihr fremd. Sie wiederholte mir einige Worte ihres Mannes, die darauf hindeuten, daß er einen ernsten Kampf mit Schamyl und den Türken fürchtet, aber an einen Aufstand des Landes nicht glaubt und an einem endlichen Siege der Russen nicht zweifelt. Von Sophia sprach sie mit kalter Achtung; sie scheint ihre Schwägerin mehr zu fürchten als zu lieben. Als ich sie fragte, was an der bevorstehenden Verbindung Daniel's mit Sophia Wahres sei, sprach sie offen aus, daß ihr Mann dieselbe wünsche. Aber sie glaube, Daniel werde nicht glücklich sein, denn Sophia liebe ihn nicht; sie sei wetterwendisch und werde stets andern Männern süße Augen machen; sie trachte nach Höherem als nach einer Verbindung mit Daniel und werde ihn nur nehmen, wenn kein Besserer komme. Michael wünsche die Verbindung, weil sie für seine Schwester vortheilhaft sei, und deshalb werde die Heirath doch wohl, wenn auch erst später, zu Stande kommen. Ich verließ sie traurig; ich empfand, daß eine Grenze zwischen uns sei, daß wir nicht gemeinsam fühlen. Dennoch liebe ich sie und es drückt mich nieder, daß ich sie vielleicht in kurzer Zeit betrüben werde und die Ruhe ihres Familienlebens stören muß."

„O", sagte Alia, „Nina Garika wird nicht betteln gehen, wenn ihre Brüder wieder Herren des Landes sind. Habt Ihr den Schutz Rußlands annehmen müssen, so kann Brazow auch wohl einmal Euren Schutz annehmen. Aber ich dächte, Du kehrtest zurück, David. Wann soll ich mit Giorgi zu Daniel gehen?"

„Morgen in der Frühe!" antwortete David. „Und ich habe noch etwas zu sagen: Daniel ist unser!"

Die beiden Männer stießen bei diesen mit erhobener und triumphirender Stimme gesprochenen Worten einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Ja, Daniel ist unser!" fuhr David fort. „Frage ihn morgen, Alia, ob er ein Mädchen heirathen will, das mit einem Russen nächtliche Zusammenkünfte hält. Erzähle ihm, was ich Euch sagen werde, und er wird rasend sein. Der Mann, der uns unterwegs anredete, Giorgi, war ein russischer Offizier, der Nebenbuhler Daniel's. Ich erkannte ihn sogleich an der Stimme und ahnte die Wahrheit. Ich sah, wie er heimlich mit Sophia Brazow sprach und ihre Hand hielt. Da rief ich nach Dieben und hielt ihn fest, als er fliehen wollte. Sagt nicht, woher Ihr das wißt. Es ist gleichgültig. Oder Du kannst auch sagen Alia, Du habest es von mir gehört; Du hättest mich gesprochen, und ich hätte mir die Sache zusammengereimt, obwohl ich den Major erst für einen

Dieb gehalten. Sage nur zu Daniel, er möge Brazow und seine Schwester und den Major offen fragen, ob es wahr sei! Und es ist wahr! Sie werden es nicht leugnen können! Daniel wird schäumen. Er haßt den Major, er wird Sophia hassen, und Giorgi's und Deine Worte werden ein offenes Herz bei ihm finden!"

„Bei Gott, David, das ist eine gute Nachricht!" rief Alia mit freudiger Stimme. Und er suchte in der Finsterniß George's Hand und sagte: „Nun vorwärts, Giorgi! Das Schwerste ist gewonnen, Daniel ist unser. Morgen früh gehen wir zu ihm, und wenn Schamyl von den Bergen steigt, werden Daniel und Giorgi Garika an der Spitze der Männer dieses Landes stehen und die alte Schmach und Knechtschaft rächen! Gute Nacht, David! Dank für die Nachricht!" –

Und die Männer traten durch die Nacht ihren Rückweg nach verschiedenen Seiten an.

Es war am andern Tage kurz vor Mittag, als Daniel Garika in seinem Zimmer stand. Unter seinen Fenstern zeigte sich ein eigenthümlich bewegtes, aber trauriges Bild. Die Miliz von Garika hatte sich versammelt, dem Befehl, den Daniel am Abend vorher erhalten, zufolge, und Frau und Kind hatten die Männer begleitet, um den letzten Abschied von ihnen zu nehmen. Es waren wenig über hundert Mann, aus Garika und

einzelnen Dörfern, meist schlanke Leute mit blassen Gesichtern und viel mehr friedlich als kriegerisch in ihrem Aeußern. Kampflust schien sie nicht zu beseelen; sie blickten trübe vor sich hin oder auf ihre Frauen und Kinder, und der Gedanke an die Zukunft erhöhte die Bläſſe auf ihren Wangen. Die Mehrzahl trug die Landestracht; nur einzelne, wahrscheinlich die Unteroffiziere, trugen an den Aermeln und auf der Schulter Abzeichen. Auch ihre Bewaffnung machte keinen furchterweckenden Eindruck. Wohl trugen die Meisten Flinten und Säbel, aber die Flinten schienen alt zu sein, und die Männer hielten sie, als wüßten sie nicht recht, was sie damit anfangen sollten. Einzelne waren nur mit Säbeln und alten Pistolen bewaffnet. Genug, sie machten den Eindruck eines Landsturms, der weder Haus und Hof, noch Frau und Kind zu vertheidigen hat, sondern nur einem höhern Befehl folgt, und dem deshalb jene todesmuthige, stille Erbitterung fehlt, die sonst auch friedliche Landleute zu Helden machen kann, wenn es sich um die Vertheidigung der heiligsten Güter handelt.

Ja, die Männer von Garika waren nicht mehr kriegerisch, oder wenn sie es noch waren, so hatte der Funke der Begeisterung, der aus Knaben Helden macht, noch nicht zündend in sie eingeschlagen. Man wußte, daß Schamyl im Anzuge sei, und sein Name ging flüsternd

von Mund zu Mund. Hätte sich der gefürchtete Tschetschenzenführer unmittelbar gegen Garika gewandt, so würden sich viele Muthige gefunden haben, entschlossen, den verwegenen Räubern, die gleichsam im Fluge plünderten, Widerstand zu leisten und den Versuch zu machen, sie durch Entschlossenheit zu verscheuchen. Aber es hieß, Schamyl habe sich gegen Tiflis gewendet. Weshalb rief man also die Garikaner gegen ihn zu Hülfe? Waren nicht Russen genug da, ihm zu widerstehen? Noch gab es genug unter den Männern, die mehr Theilnahme für den kühnen Tschetschenzenführer als für die Generale des Czaren fühlten, und es ging eine unklare und unbestimmte Ahnung durch alle, daß sie sich würden niedermetzeln lassen müssen, ohne die Genugthuung zu haben, für irgend etwas zu kämpfen, das sie liebten. Es fehlte die dumpfe, drohende Unruhe, die dem Nahen eines verhaßten Feindes vorhergeht, mit dem man im Verzweiflungskampfe ringen möchte, wenn man auch der Vernichtung gewiß ist. Eine düstere, drückende Schlaffheit prägte sich in den Mienen und Gestalten der Männer aus. Alle empfanden, daß sie in einen Kampf geführt werden sollten, der ihnen gleichgültig, ja verhaßt war, und daß sie sich dem lieber durch die Flucht entzogen hätten. Fehlte doch überhaupt schon heute so Mancher, den man gestern noch frisch und gesund gesehen.

Heute lag er entweder scheinbar sterbenskrank im Bett oder war in die Wälder geflohen, um sich nachher so gut als möglich zu entschuldigen. Es war eine traurige Schaar, und die Weiber, deren dumpfer Schmerz sich nicht einmal bis zur Höhe lauten Jammers erheben konnte, vermehrten das Peinliche und Qualvolle dieses Anblicks.

Das sah indessen Daniel nicht. Er hielt den Brief George's in der Hand, den er nun schon wiederholt gelesen, und blickte mit finsterer Miene vor sich hin.

Was war das? Jenes nur halbverstandene Wort, das er für einen Betrug gehalten, als es ihm zu Ende des vergangenen Jahres der geheimnißvolle Bote überreicht, es war zur Wahrheit geworden. Sein in Petersburg ertrunkener Bruder George war in der Nähe. Sollte er das glauben? War es ein Betrug? Und weshalb kam George jetzt, nachdem er nie früher von sich hören lassen? Stand dieses Wiedererscheinen in Verbindung mit dem Kriege, mit dem Nahen der Türken? Daniel grübelte.

Sein mißtrauisches Herz empfand keine Freude bei dem Gedanken, daß er einen Bruder würde an sein Herz drücken können. Im Grunde seiner Seele schlummerte etwas von jener orientalischen Bruderliebe, die in dem Bruder nur den Nebenbuhler, den Thronprätendenten sieht. Daniel's Seele war kalt; daher stammte auch seine Schwäche und Unentschlossenheit, denn nur die

warme Empfänglichkeit für das Große verleiht Kraft und Energie. Es lag in ihm der Keim zu einem orientalischen Despoten, der Hunderte niedermetzeln lassen kann und zuletzt winselnd vor dem mächtigern Feinde niederfällt. Aber es war trotzdem nicht jene in ihrer Eisigkeit großartige Kälte eines Tamerlan und Nero; an ihm war Alles kleinlich und schwach, Strohfeuer, Wankelmuth und Mißtrauen.

In einigen Punkten zwar beruhigte ihn der Brief. George schrieb, daß er nur komme, seine Heimat und seine Verwandten zu sehen, daß er hinreichend begütert sei, um auch in Zukunft im Auslande zu leben, da er hoffe, daß ihn die Großmuth seines Pflegevaters nie verlassen werde. Aber es wehte ein eigener Ton durch den Brief; etwas von jener Hoheit, die Nina's Herz mit scheuer Bewunderung erfüllt hatte und jetzt in Daniel's Herzen etwas wie Neid erweckte. „Was will er denn hier? Die Heimat, mich und Nina sehen, nachdem er so lange nicht an uns gedacht? Wenn es ihm anderswo gut geht, weshalb bleibt er nicht dort, weshalb wagt er sich hierher, wo die Russen ihn nicht freundlich begrüßen werden? Und wo wohnt er, wo hält er sich verborgen? Das Alles sieht aus, als wäre mehr dahinter — eine Absicht, mich zu betrügen, vielleicht?"

So fragte er sich. Nur selten blitzte etwas Edleres

in ihm auf. Dann wünschte er, George möchte sogleich eintreten. Ein Bruder! Es lag etwas in dem Gedanken, das Daniel durchzitterte, weil es doch noch einige zarte Saiten in ihm gab. Aber er war verbittert. Die Leidenschaft für Sophia, ihre Kälte, der Gedanke an die Möglichkeit, sich gegen Rußland aufzulehnen, das Alles hatte ihn in der letzten Zeit fast krank gemacht, da er groß geworden war in Schlaffheit und nicht männlich mit großen und gewaltigen Gedanken zu kämpfen verstand. Es verstimmte ihn, daß er herausgerissen worden aus der behaglichen, gleichförmigen Bahn des Lebens. Jede geistige Anstrengung war ihm zuwider. Nun kam auch noch dieser Bruder! Weshalb quälte man ihn mit Ueberraschungen?

Zwischen diese Gedanken drängten sich andere. Heute sollte er Nachricht erhalten, ob Sophia seine Bewerbung angenommen. Statt nach Dari hinüberzureiten, woran ihn der Befehl zum Ausmarsch hinderte, erwartete er nun Michael Brazow bei sich selbst. Der Graf konnte jeden Augenblick mit seiner Schaar eintreffen. Und wenn Sophia nun keine bestimmte Antwort gegeben? Schon begann er wieder, sie zu entschuldigen. Es bangte ihm vor jeder Entschiedenheit, vor jeder Gewißheit. Die Ordre zum Aufbruch war auch nach Dari gekommen; in den Vorbereitungen hatte man nicht Zeit für eine so

zarte Besprechung gefunden, die plötzliche Kriegsgefahr hatte alle Gedanken auf andere Gegenstände gelenkt; genug, schon entschuldigte er sich vor sich selbst, wenn er sich gezwungen sehen würde, eine zögernde Antwort Sophia's gelten zu lassen.

Daniel war in voller Marschuniform, den Säbel an der Seite, aber der Mißmuth, die Schlaffheit seiner Züge stand in einem leicht bemerkbaren Widerspruche mit dieser kriegerischen Rüstung. Auch er zog nicht gern in diesen Kampf, der ihn von Sophia und der Bequemlichkeit des gewohnten Lebens entfernte. Sich mit diesen Milizen zu ärgern, Regen und Wind auszuhalten, und was das Unangenehmste war, unter dem Commando des Majors und später unter dem Oberbefehl anderer russischer Offiziere zu stehen, wie langweilig war diese Aussicht! Die Aussicht auf Kampf dagegen entmuthigte ihn nicht. Persönlich war Daniel tapfer wie jeder militärisch erzogene Mann.

So stand er, als ein Diener eintrat und meldete, daß Alia Wassi mit noch einem andern Manne den Prinzen zu sprechen wünsche. Daniel kannte den Namen gut genug, wenn er auch Alia Wassi seit Jahren nur sehr selten gesehen und kaum wußte, wo er wohnte. War dieser andere George? Er gab die Erlaubniß zum Eintritt.

Gleich darauf erschien der alte Weißkopf, an seiner Seite George in der Landestracht. Daniel, mitten im Zimmer stehend, erwartete sie mit leichtem Herzklopfen. Die Blicke der beiden Brüder begegneten sich, derjenige Daniel's scheu und mißtrauisch, der Blick George's sanft fragend, weich, fast bittend. Die Aehnlichkeit erkannte Daniel im Augenblick. An der Wand hing ein Portrait des Vaters; George mit seinen schmalen, feinen Zügen glich demselben wunderbar, mehr als Daniel, dessen Züge breiter und schlaffer waren, obwohl auch die beiden Brüder sich sehr ähnlich sahen.

„Daniel Garika", sagte der Alte vortretend, „ich führe Dir hier Deinen Bruder zu. Du kannst, wenn Du einen Blick auf jenes Bild Deines Vaters wirfst, nicht zweifeln, daß er es ist. Doch davon ist jetzt nicht die Rede. Wir kommen in einem entscheidenden Augengenblick, Daniel! Unter Deinen Fenstern stehen die Kinder Deines Landes. Du wirst sie mit den Russen gegen Schamyl führen?"

„Ich dächte, jetzt hätte ich erst mit diesem Manne zu sprechen, der sich meinen Bruder nennt", sagte Daniel ablehnend, und dann fügte er auf Französisch zu George hinzu: „Ich habe Ihren Brief erhalten. Sie werden es natürlich finden, wenn er mich überrascht hat. Darf ich Sie bitten, mir nähere Aufklärungen zu geben?"

„Jetzt nicht! rief Alia, zwischen die Brüder tretend, denn er verstand den Sinn, wenn auch nicht die Worte von Daniel's Rede. „Ihr könnt später sprechen. Jetzt drängt die Entscheidung! Daniel, Du wirst nicht mit den Russen ziehen! Ich weiß, was Dich zu ihrem Sklaven macht: ein Weib! Aber David, den ich heute gesprochen, hat dieses Weib gestern Abend überrascht, als sie mit dem Russen, dem Major in Kureli, auf de- Terrasse unter ihrem Fenster heimlich sprach in später nächtlicher Stunde! Willst Du denen trauen, Dich für diejenigen opfern, die Dich verrathen?"

Daniel, der bei den ersten Worten Alia's unwillig hatte aufbrausen wollen, fuhr zurück und erbleichte.

„Was weißt Du davon?" stammelte er. „Von wem sprichst Du?"

„Von der Gräfin Sophia, Deiner Schwägerin!" antwortete Alia, und die Blicke des Alten schienen in Daniel's Herz dringen zu wollen. „David hat sie überrascht. Und auch Michael weiß es. Willst Du eine Fremde heirathen, die Dich mit ihren Landsleuten betrügt? Der Major und Michael werden bald bei Dir sein. Frage sie, verlange Antwort! Sei ein Mann! Wirst Du mit ihnen ziehen, wenn sie Dir die Wahrheit gestehen von dem, was ich sage?"

„Sophia — heimlich mit dem Major, und Michael weiß es?“ rief Daniel abgebrochen, stammelnd.

„Ja, gestern Abend, während Giorgi mit Nina sprach!“ antwortete Alia. „Aber da sind sie selbst, nun frage sie! Und wenn Du weißt, daß Du betrogen bist, Daniel, so handle!“

In der That hörte man die Musik der Dragoner. Der Major und Michael, die sich unterwegs vereinigt, ritten auf den Hof, während die Milizen Brazow's und die Schwadron Dragoner sich vor dem Schlosse aufstellten.

„Ich werde sie fragen!“ rief Daniel, noch immer todtenbleich. „Und Ihr, was wollt Ihr?“

„Wir bleiben hier, wenn auch nicht bei Dir, doch im Schloß, um Zeugen zu sein, wie ein Garika handelt, wenn man ihn betrügt!“ rief Alia. „Sorge nicht um uns! Ich kenne das Schloß so genau als Du und werde Giorgi für alle Fälle sichern. Geh nur hinab!“

„Gut!“ sagte Daniel und seine farblosen Lippen zitterten. „Wenn es so ist, wie Du sagst, dann Fluch den Russen und ihrem ganzen Anhang!“

Er verließ das Gemach. Alia Wassi und George traten an ein Fenster.

Die Musik der Dragoner ertönte inzwischen lustig weiter. Der Major und Brazow, mitten auf dem Hof haltend, schienen Daniel zu erwarten. In dem Moment,

als dieser unten aus der Thür auf den Hof trat, drängte Alia Wassi plötzlich George zurück, öffnete das Fenster, deutete mit der Hand nach Norden und rief mit einer Stimme, die Alles übertönte: „Schamyl! Schamyl!"

Wie auf ein gegebenes Zeichen verstummte die Musik. Aller Blicke wandten sich nach Norden, und da das Schloß hoch lag und gerade nach Nordosten, nach dem Karassu, der Berg steil abfiel, sodaß der Blick bis weit auf die nördlichen Berge schweifen konnte, so sah die Mehrzahl durch die reine und klare Luft etwas wie einen schwarzen Schatten, der sich in Gestalt einer schmalen Linie klar von einem hell von der Sonne beschienenen Felsabhang abhob. Es gehörten freilich geübte Augen dazu, um zu errathen, daß dies eine Schaar Reiter sei, aber unter den Versammelten waren wenige, deren Auge nicht auf meilenweite Entfernung eine solche Linie zu deuten gewußt hätte.

Ein Flüstern ging durch die Miliz; dann wurden die Reihen todtenstill. Die Dragoner richteten sich straffer auf, und die Trompeter nahmen mit einer Disharmonie die Melodie wieder auf, wo sie dieselbe abgebrochen. Es lag etwas eigenthümlich Einsames und Verlassenes in den Klängen dieser wenigen Trompeten, etwas wie gezwungene Lustigkeit, wie erkünstelter Trotz. Selbst das schwache Echo schien keinen Muth zu haben, einzustimmen.

Inzwischen hingen alle Blicke an jenem Schattenstreifen. Wohin er sich richtete, das ließ sich auf eine so weite Entfernung nicht bestimmen. Aber er bewegte sich ein wenig, das war deutlich zu sehen, und zwar nach Süden zu.

In diesem Moment trat Daniel Garika auf Michael und den Major zu, das Gesicht noch immer bleich. Aber es war nicht die Bläſſe der Furcht, sondern diesmal der Entschlossenheit.

Die Miene, die Haltung Daniel's mußten dem Grafen und dem Major auffallen. Ihre Blicke wurden aufmerksamer. Brazow ritt dem Prinzen einige Schritte entgegen.

„Guten Tag, Daniel!“ sagte er und versuchte ein Lächeln. „Der Krieg beginnt. Wer war der Mann, der aus dem Fenster rief?“

Daniel beantwortete weder den Gruß, noch die Frage. Er suchte nach den Worten für eine Anrede.

„Herr Graf“, sagte er dann, „welche Antwort bringen Sie mir von der Comtesse?“

Michael stutzte und eine Wolke zog über sein Gesicht.

„Ich glaube, mein lieber Prinz, dies ist kaum der Augenblick, davon zu sprechen“, antwortete er. „Wir sind nicht allein, und außerdem zwingt uns der Augenblick, an andere Dinge zu denken.“

„Dennoch wünsche ich Ihre Antwort jetzt zu hören und zwar hier", sagte Daniel fast heftig. „Die Gegenwart des Herrn Majors genirt mich nicht; im Gegentheil, ich halte sie für nothwendig."

Die Miene des Majors blieb scheinbar ruhig, aber Verwunderung und Neugier sprachen aus seinen Blicken. Was war vorgegangen? Welche Scene sollte sich hier entwickeln? Er hatte Daniel nie so trotzig und entschlossen gesehen.

„Ihre Worte setzen mich in Erstaunen", antwortete Michael Brazow unmuthig. „Ich muß in der That gestehen, daß mir der Augenblick für die Erklärung, die Sie verlangen, nicht geeignet erscheint. Sobald wir allein sind, werden Sie meine oder vielmehr Sophia's Antwort hören."

„Es thut mir leid, auf meiner Frage bestehen zu müssen", sagte Daniel. „Es ist möglich, daß wir nicht so bald allein sind, und außerdem wünsche ich, wie gesagt, daß der Herr Major zugegen sei."

„Daniel", rief Brazow, „ich finde Ihre Hartnäckigkeit sonderbar und fast beleidigend. Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft nicht mich und Sie allein, sondern auch eine Dame. Ich kann nicht vor aller Welt davon sprechen."

„Wir sind nur unser drei", sagte Daniel. „Also Sie wollen nicht antworten, Graf?"

„Nein, hier nicht!“ erwiderte Michael entschieden und in gereiztem Tone.

„Gut, so werde ich eine andere Frage an Sie richten, und ich bin überzeugt, daß Sie mir diese Frage gewiß beantworten werden!“ fuhr Daniel fort. „Ist es wahr, daß die Comtesse Sophia gestern Abend, am Abend desselben Tages, an welchem ich um eine Entscheidung bat, eine heimliche Unterredung, mit andern Worten ein nächtliches Rendezvous mit diesem Herrn, mit dem Major Ombrazowitsch gehabt hat?“

Die Frage kam unerwartet; sie mußte den Grafen verwirren und den Major überraschen.

„Aber, mein lieber Daniel“, rief Brazow, „das ist doch in der That kein Ort und keine Gelegenheit, um über derartige Dinge zu verhandeln. Noch einmal, lassen Sie uns jetzt abbrechen. Ich werde Ihnen Alles erklären!“

„Die Erklärung besteht in einem einzigen Wort“, sagte Daniel. „Ja oder Nein?“

„Nun, wenn Sie denn wollen, ja, Sophia hat eine Unterredung mit dem Major gehabt, weil er sie darum gebeten, die erste und letzte, die einzige“, antwortete Michael unruhig. „Ich hätte es Ihnen von selbst mitgetheilt, zugleich mit der Antwort Sophia's, die nicht ungünstig ist.“

„Nicht ungünstig? Wirklich?" rief Daniel höhnisch lachend. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Graf. Will vielleicht die Comtesse mich wirklich heirathen und sich auch später noch Rendezvous mit dem Herrn Major geben? Besten Dank! Ich habe nicht Lust, ein gefälliger Ehemann zu sein. Die Comtesse ist vor meinen Bewerbungen sicher! Ich könnte einige scharfe Worte über eine Dame sprechen, die den Einen anhörte und dem Andern Rendezvous gab, aber sie geht mich nichts mehr an!"

„Prinz", rief Brazow heftig, „keine Beleidigung! Eine Unterredung ist kein Rendezvous! Wie können Sie urtheilen, ohne gehört zu haben? Von wem haben Sie überhaupt die Nachricht?"

„Das ist meine Sache!" antwortete Daniel scharf und höhnisch. „Es scheint fast, als hätte mir dieser unschuldige Zwischenfall verschwiegen bleiben sollen. Das wäre allerliebst gewesen, sehr aufrichtig von Ihnen, Herr Graf."

„Prinz", rief Brazow, „wir sprechen uns darüber später! Sie wissen nicht, was Sie sagen. Ich will jetzt nichts mehr hören. Wir sind im Dienst des Kaisers und haben an andere Dinge zu denken. Geben Sie den Befehl zum Aufbruch, Herr Major. Die Truppen sind versammelt."

„Sie stehen im Dienst des Kaisers, nicht ich!" sagte

Daniel kalt. „Ich bleibe hier, und meine Garikaner bleiben bei mir. Adieu, meine Herren!"

„Prinz", rief jetzt der Major und versperrte ihm mit seinem Pferde den Weg, „ich muß um nähere Erklärung dieser Worte bitten, die jedenfalls auf einem Irrthum beruhen."

„Durchaus nicht!" antwortete Daniel. „Ich bin Milizoffizier, das ist wahr, aber als solcher nicht im unmittelbaren Dienst des Kaisers. Soviel ich weiß, sollen die Milizen nur zur Vertheidigung des Landes dienen. Nun gut, unsere Gegend ist bedroht — da drüben ist Schamyl — ich bleibe hier, und wenn Ihnen das Wohl eines Landes am Herzen läge, das Sie freilich nicht lieben können, da Sie hier nicht geboren, da Sie hier nur durch eine Heirath eingezogen, so würden Sie dasselbe thun und Dari schützen!"

Eine Minute lang blieben der Graf und der Major stumm nach diesen Worten. Es lag nicht in ihnen allein, sondern in dem ganzen Wesen Daniel's etwas so Ungewöhnliches, daß sie diesen Gegensatz gegen früher kaum zu begreifen vermochten. Außerdem war Paul Ombrazowitsch mit seinen Gedanken beschäftigt. Daniel unterrichtet von dem Rendezvous, was hätte er Besseres wünschen können? War ihm nicht in der Nacht der Gedanke gekommen, dem Prinzen heimlich den Vorfall melden zu

lassen? Und Daniel fast im Aufstande gegen Rußland, stimmte das nicht mit seinem eigenen Plane überein, den er Sophia entwickelt? War das nicht seine einzige Hoffnung gewesen? In der That, es gestaltete sich Alles schneller und günstiger, als er zu hoffen gewagt; er durfte wieder an die Möglichkeit denken, Sophia zu gewinnen. Nur mit Mühe verbarg er seine Freude und zwang sich, befremdet, kalt und streng zu erscheinen.

„In der That, Prinz, eine seltsame Auslegung Ihrer Pflichten, die fast an Insubordination grenzt!“ sagte er. „Ich glaube, ich muß meiner Ordre folgen, und diese lautet: Sie und den Herrn Grafen mit den Milizen von Garika und Dari den Karassu hinabzuführen. Haben Sie die Güte, mich zu begleiten, bis ich die Entscheidung eines höhern Offiziers einholen kann.“

„Ich bleibe!“ rief Daniel. „Ich habe mich verpflichtet, das Land zu schützen, und das werde ich thun. Aber mein Land ist Garika, nicht das ganze große Georgien, nicht Tiflis. Ich werde Garika schützen gegen jeden Feind, und noch weiß ich nicht, wo ich eigentlich den Feind zu suchen habe.“

„Der Doppelsinn in Ihren Worten ist sehr durchsichtig!“ sagte der Major etwas spöttisch. „Es scheint, als ob alte Erinnerungen in Ihnen erwachten, zu Ihrem Schaden — gewiß! Doch das ist Ihre Sache.

Was meinen Sie, Graf? Soll ich die Weigerung des Prinzen als offenen Widerstand behandeln, oder soll ich den Weg der Güte versuchen?"

„Daniel", rief Brazow jetzt, wenn auch gereizt, doch fast bittend, „Sie machen sich unglücklich. Nehmen Sie Vernunft an! Sie sind erbittert — ohne Grund! Es wird sich Alles aufklären. Thuen Sie keinen voreiligen Schritt; Sie würden ihn bereuen. Kommen Sie mit uns. Es steht nicht in der Macht des Majors, Sie von Ihrer Pflicht zu dispensiren, und es ist Ihre Pflicht als Soldat, zu gehorchen. Bedenken Sie, daß wir im Kriege sind! Wir stehen unter dem Kriegsgesetz."

„Ich dispensire mich selbst und auf eigene Verantwortlichkeit", antwortete Daniel. „Genug, meine Herren, ich bleibe hier; Garika liegt mir mehr am Herzen als Tiflis, das werden Sie begreifen."

Und zu den Garikanern tretend, die diesem in der Landessprache und ziemlich laut geführten Wortwechsel mit steigender Aufmerksamkeit gelauscht hatten, rief er:

„Männer von Garika! Wir haben die Waffen genommen, um unsere Häuser, unsere Aecker zu vertheidigen, nicht um in der Ferne einen Feind zu bekämpfen, der vielleicht nicht unser Feind ist. Ihr steht unter meinem Befehl; kein Anderer hat Euch zu gebieten. Ihr bleibt hier, versammelt und bewaffnet, solange uns Ge-

fahr droht. Die Dragoner mögen mit ihrem Major ziehen; sie sind des Czaren Truppen. Ihr aber seid die meinigen und Ihr bleibt!"

Die Worte wirkten zauberhaft. Dieselben Männer, die vorher bleich und düster einem nicht ersehnten Kampf entgegensahen, stießen einen Jubelruf aus und schwangen ihre Waffen, als seien sie bereit, sich auf jeden Feind zu stürzen. Etwas von dem alten Heldenmuth der Garikaner schien in ihnen aufzutauchen.

„Wir bleiben!" riefen sie. „Es lebe der Prinz Daniel! Es lebe der Fürst von Garika!"

Die Frauen hoben ihre Kinder empor und jubelten lauter als die Männer; die Milizen von Dari, die außerhalb des Thores bei den Dragonern aufgestellt waren, drangen herein und fragten, was geschehe. Wenige Worte genügten, sie aufzuklären, und sie stimmten zum Theil mit ein in den Ruf: „Wir bleiben! Es lebe Fürst Daniel!"

Inzwischen wechselten der finster gewordene Graf Brazow und der Major, dessen Antlitz sehr ruhig war und dessen Augen zuweilen von geheimer Freude leuchteten, hastig einige Worte.

„Der Mensch ist rasend geworden!" flüsterte Brazow. „Sollte er es wagen zu trotzen?"

„Sie sehen, daß er es thut; die Lorbeeren der Tür-

ken lassen ihn nicht schlafen", erwiderte der Major spöttisch.

„Aber er ruinirt sich. Und er ist mein Schwager!" flüsterte Brazow. „Was wollen Sie thun, Major?"

„Entweder nichts oder Alles!" antwortete dieser. „Entweder wir marschiren ab und überlassen ihn seinem Schicksal, oder ich lasse ihn verhaften, im Nothfall mit Gewalt. Was halten Sie für das Bessere?"

„Sie fragen mich?" rief Brazow fast zornig. „Ich kann Ihnen nicht rathen. Natürlich wünsche ich keine Gewalt. Ohne Ihre unglückliche Unterredung mit Sophia wäre das Alles nicht geschehen. Dieser Narr, der David, muß geschwatzt haben!"

„O Herr Graf, was hat eine solche Unterredung mit einer offenbaren Insubordination zu thun?" fragte der Major, die Achseln zuckend. „Hier sehen wir, wie mir scheint, nur die Früchte einer längst ausgestreuten Saat. Indessen, ich werde nicht zur Gewalt schreiten. Der Prinz mag bleiben. Vielleicht besinnt er sich eines Bessern und folgt uns später."

Diese Worte waren fast spöttisch gesagt; Ombrazowitsch konnte ein Lächeln boshaften Triumphs kaum unterdrücken. Andererseits war Brazow tief und leidendenschaftlich erregt. Sein Schwager ungehorsam, möglicherweise ein Feind Rußlands, im offenen Widerstand

gegen die Regierung, welches Licht mußte das auf ihn' den Gemahl Nina's werfen, den man in der letzten Zeit fast verantwortlich gemacht hatte für die Ruhe Garikas und die Treue Daniels! Und das Alles um dieser unseligen Unterredung willen, die der Major erschlichen hatte! In der That, der Graf war fast zorniger auf den Major, den er haßte, als auf Daniel, dessen Aufregung durch Eifersucht und gekränkte Liebe zu entschuldigen war.

„Prinz", rief der Major jetzt, sich Daniel nähernd, „mein letztes Wort! Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß Sie nicht nöthig hätten, der Ordre zu gehorchen. Ueberlegen Sie! Ich will Sie nicht zwingen, wenn ich auch könnte. Ich mag die Verantwortung für einen solchen Schritt nicht übernehmen, ja, ich will selbst von meiner Pflicht abweichen, um einen Mann, dem ich so nahe gestanden, nicht zu verletzen. Aber bedenken Sie, welche Verantwortung Sie übernehmen, nicht nur für sich, sondern auch für diese Milizen! Ich muß Sie jetzt verlassen. Folgen Sie mir, wenn Sie mit ruhigem Blut Alles überlegt haben. Ich werde dem, was vorgefallen, eine möglichst gute Deutung geben."

Die Worte des Majors klangen freundschaftlich und versöhnend; der Spott, die Ueberlegenheit, das Hofmeisternde in seiner Miene aber schienen darauf berechnet,

den Stolz Daniel's noch empfindlicher zu kränken. Und er erreichte seinen Zweck.

„Ich bin sehr ruhig, Herr Major!" antwortete Daniel, zitternd vor Zorn. „Sparen Sie Ihre Ermahnungen für russische Cadetten. Ich werde mich zu verantworten wissen, vorausgesetzt, daß ich das überhaupt nöthig habe!"

„Nun gut, gut!" antwortete Ombrazowitsch mit verletzender Gleichgültigkeit. „Machen Sie das mit sich und Ihrer Pflicht ab. Adieu, Prinz! Ich hätte gewünscht, Sie hätten meinen Rath angenommen!"

Er grüßte oberflächlich und sprengte zu seinen Dragonern.

Michael Brazow hielt in peinlicher Unruhe noch auf dem Hofe. Es schien ihm unmöglich, seinen Schwager so leicht aufzugeben. Er suchte nach Worten.

„Daniel, Daniel!" rief er endlich. „Kommen Sie, ich beschwöre Sie! Sie machen sich und alle unglücklich! Sie haben sich verblenden lassen. Jene Unterredung Sophia's mit dem Major war von der unschuldigsten Art. Er liebt sie, das wissen wir alle, und hatte sie um eine Unterredung beschworen, um —"

Die Fanfare, die auf den Befehl des Majors von den Trompetern angestimmt wurde, übertönte seine Worte.

„Genug, genug!“ rief Daniel laut. „So etwas erfährt man besser zu früh als zu spät. Sophia ist vor meiner Bewerbung sicher. Ich werde Garika und Dari schützen, da Sie selbst dazu nicht den Willen haben!“

Brazow wollte noch sprechen, aber die Art, wie sich Daniel von ihm abwandte, schien ihn zu erbittern.

„Sie werden es bereuen!“ rief er zornig. Und er sprengte dem Major nach.

Die Schwadron Dragoner hatte sich geordnet und setzte sich so eben in Marsch. Dem Major schien es sehr gleichgültig, ob ihm sonst noch Jemand folge; er sah nicht zurück. Brazow suchte seine Milizen mit den Blicken, aber er sah ihrer nur noch wenige. Die meisten hatten sich mit den Garikanern auf dem Schloßhofe vereinigt. Andere riefen ihm zu: „Wir bleiben, Herr Graf! Wir schützen Dari!“ Nur wenige, unter ihnen die Russen, die sich in Dari niedergelassen, meist ehemalige Diener der Familie Brazow, schienen bereit, seinem Commando zu folgen.

Der Graf erhob seine Stimme, sprengte in den Schloßhof zurück, zog den Degen, befahl, tobte, wetterte — umsonst! Ueberall rief man ihm entgegen: „Wir bleiben!“ Er stellte den Widerspenstigen vor, daß sie ihr Leben wagten, daß sie unter dem Kriegsgesetz ständen und unzweifelhaft wegen Meuterei füsilirt werden würden.

„Wir sind keine Russen!" rief man ihm entgegen. „Wir bleiben und schützen Haus und Hof, Weib und Kind!"

Einige riefen ihm zu, er möge doch selbst bleiben; aber das waren nur wenige. Andere riefen: „Sie sind ein Russe. Gehen Sie mit dem Major! Wir sind Garikaner und bleiben!"

Der Graf war außer sich vor Zorn, in den sich Scham über seine Ohnmacht mischte. Endlich schien er dieses vergeblichen Tobens müde zu sein. Er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche, schrieb einige Worte mit Bleistift darauf und gab es einem Manne, der es Daniel überbringen sollte.

„Ihr werdet es bereuen!" rief er dann. „Narren, die Ihr seid! Ihr werdet fühlen, wenn Ihr nicht hören wollt!"

Er sprengte aus dem Schloßhof, sammelte die Wenigen, die ihm treu geblieben, und zog dem Major nach, dessen Schwadron unter den lustigen Klängen eines Marsches den Berg hinabritt.

Daniel nahm das Papier, das der Garikaner ihm reichte. Es trug die Adresse Nina's.

„Dein Bruder ist rasend geworden", stand darauf. „Er verweigert den Gehorsam und bleibt in Garika. Sorge dafür, daß er sich mit Sophia ausspricht, dann

kann noch Alles gut werden. Ich muß weiter mit dem Major; ich kenne nur meine Pflicht. Ihr habt nichts vom Feinde zu befürchten. Ich bin bald wieder bei Euch!"

„Gut", sagte Daniel bitter lachend, „sie soll das Papier erhalten. Aber mit Sophia sprechen, nein, das fällt mir nicht ein. Ich müßte sie denn verhöhnen und ihr sagen wollen, was ich über sie denke! Komme, was komme! Ich lasse mich von diesem Major und von dem Grafen nicht behandeln wie ein Knabe. Das ist vorbei! O diese Sophia, diese Schlange!"

Und er brach in jenes bittere, krampfhafte Lachen aus, das oft nichts weiter ist als ein Schluchzen, dem die Thränen fehlen. Dann stieß er mit dem Fuß auf die Erde und rief:

„Nun vorwärts! Jetzt muß gehandelt werden. Endlich einmal ist mir das Herz frei und ich habe diese Last abgeschüttelt! O ich wünschte, ich träfe mit diesem Major zusammen. Er oder ich!"

Ganz seiner Aufregung hingegeben, stand er, als ob er allein sei, mitten auf dem Hofe, während die Menge ihn umgab. Einige beobachteten jenen dunklen Streifen, der die Reiterschaar der Tschetschenzen bezeichnete und inzwischen ein bemerkbares Stück vorgerückt war. Es ließ sich jetzt erkennen, daß diese Schaar sich vollkommen südlich, in der Richtung nach Tiflis bewegte.

Also hatten Garika und Dari für jetzt nichts zu befürchten. Ob dies nun den Muth der Garikaner hob oder ob wirklich ein kriegerischer Geist in sie gefahren, seit sie sich selbstständig und nicht mehr als Diener Rußlands fühlten, genug, sie schwangen ihre Waffen, ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten.

In diesem Augenblick erschien der weißhaarige Alia Wassi in der Thür des Schlosses. In der Linken trug er hoch erhoben ein rothgelbes, zerrissenes Banner mit einem Löwen auf der Stangenspitze, in der Rechten ein breites, etwas gekrümmtes Schwert. Stolz aufgerichtet schritt der Greis langsam auf Daniel zu. Als die Menge ihn bemerkte, verstummte sie für einen Augenblick, dann aber brach unermeßlicher Jubel aus.

„Das Banner von Garika! Das Schwert von Garika!" jauchzte man von allen Seiten. „Da ist er, da ist Alia Wassi! Er hat Banner und Schwert bewahrt! Garika ist noch nicht todt!"

Aufmerksam gemacht durch den wilden Jubel, wandte sich auch Daniel dem Greise zu und schien überrascht, als er die alten Feldzeichen erblickte. Thatsache war es, er gestand es später selbst, daß er nicht gewußt, wo diese alten Zeichen geblieben, daß sie ohne sein Wissen im Schlosse verborgen gewesen, das Alia Wassi allerdings besser kannte als der Herr selbst. Aber sie waren da,

die alten Zeichen, unter denen die Könige von Garika zum Siege gezogen, und selbst Daniel fühlte etwas von Begeisterung, scheuer Ehrfurcht und tiefer Bewegung.

Alia Wassi war bis dicht zu Daniel herangetreten; die Menge umdrängte beide. Als man bemerkte, daß Alia sprechen wollte, wurde es still auf dem Hofe, so still, daß man aus der Ferne noch die Trompeten der Dragoner herübertönen hörte.

„Fürst Daniel Garika", sagte der Greis, „Du hast Dich als ein Mann gezeigt, würdig Deiner Ahnen, würdig der Könige von Garika. Du hast dem Fremdling den lange erzwungenen Gehorsam verweigert, Du hast nicht dulden wollen, daß die Männer von Garika zum Gemetzel geführt würden gegen ihre eigenen Freunde. Denn sind das unsere Feinde, die dort drüben niedersteigen von den Bergen, um den Russen Tod und Verderben zu bringen? Nein, sie kämpfen gegen denselben Feind, dem auch wir unterlegen sind, hoffentlich nicht für immer. Wohl haben die Männer der Berge Recht, uns als ihre Feinde zu betrachten, denn sie kämpften für uns, während wir dem Banner der Moskowiter folgten. Aber die Stunde ist gekommen, in der wir unsern Irrthum erkennen und uns verbünden mit denen, die es allein gewagt haben, der Macht des Czaren zu widerstehen. Ganz Georgien, Kolchis, Suanien, Mingrelien, die Län-

der nördlich und südlich vom Kaukasus, soweit man die Schneespitzen des Elborus und Kasbek leuchten sieht, erheben sich, wie der Löwe von Garika, entfalten ihre Banner, wie ich dieses Banner entfalte, und wenden sich gemeinsam gegen die Unterdrücker. Nur wenige Meilen von uns stehen die Streiter des Sultans, siegreich gegen die Russen, und die großen Mächte des Westens, jede einzelne mächtiger als das Czarenreich, senden bereits ihre Flotten in das Schwarze Meer, und vor ihnen fliehen die Segel der Russen, vor ihnen flüchten die Moskowiter aus ihren Festungen am Meeresufer in das Innere des Landes. Wenn Georgien will, so wird es frei sein. Der Moskowiter hat die Völker im Süden des Kaukasus unterdrücken können, als sie uneinig waren und Niemand ihnen Hülfe sandte, aber er wird fliehen müssen, wenn vom kolchischen Strande bis zum Ufer des Kaspi-Sees die streitbaren Männer sich erheben und der Sultan und die großen fränkischen Mächte ihre Tausende und aber Tausende ihm entgegenwerfen, wenn Schamyl mit seinen blitzschnellen Reitern sie wie der Sturmwind überfällt und wenn hinter jedem Strauch und jedem Felsen sich ein Feind gegen den langjährigen Unterdrücker erhebt. Nicht einer wird hinübergelangen über den Kaukasus, um den Tod der Moskowiter zu melden. Es schwankt die Macht des Czarenreichs, und wie eine Säule,

zu hoch gethürmt, wie jener Thurm von Babel, von dem die Schrift uns meldet, wird sie krachend zusammenstürzen und unter sich alle zerschmettern, die sie errichtet. Wollt Ihr zurückbleiben, Männer von Garika und Dari, wenn alle gegen die Moskowiter kämpfen? Wollt Ihr allein Eure Freiheit nicht erwerben? Wollt Ihr ferner dem Fremden Eure Häuser und Aecker überlassen, ihm Steuern zahlen und Euch von ihm in ferne Länder zum Kriege schleppen lassen? Und Du, Daniel, ältester Sohn der Könige von Garika, Enkel der Herren von Dari, Garika und Kureli, willst Du zögern und Dich des Namens Deiner Väter unwerth zeigen? Willst Du, bereits getäuscht und betrogen von den Russen, das Andenken Deines Vaters und Deiner Mutter schänden, indem Du ferner den Söhnen der Kosaken gehorchst, die nicht würdig sind, Deine Füße zu küssen? Nein, Du wirst es nicht. Wir haben gesehen, daß Du ein Mann sein kannst, wenn der Uebermuth und die Tücke der Fremdlinge Dich reizt. Du wirst an der Spitze der Männer von Garika stehen, mit Dir werden die Krieger von Georgien, Mingrelien, Imerethien und Gurien, die Sieger von den Bergen, die Männer der Kabarda, die Lesghier, die Tschetschenzen, die Suaner und Abchasen sich vereinigen. Wie eine Wetterwolke werdet Ihr auf die Feinde stürzen und sie verderben, und ehe der Win-

terschnee die Vorberge des Kaukasus einhüllt, ehe das Eis niedersteigt an den Riongletschern, wirst Du wieder König von Garika sein, und die Männer, die sich bisher im schweigenden Groll vor der Macht der Fremdlinge gebeugt, werden Dir huldigen als dem wahren Erben dieses Reichs, als dem neuerstandenen, wahren und rechtmäßigen Herrscher dieses Landes! Tod den Russen! Es lebe der König von Garika!"

Die zitternde und doch weithin schallende Stimme des Greises, seine leuchtenden Augen, die Thränen, die über seine gefurchten Wangen rannen, das Banner, das er hoch in der Luft schwang, das Schwert, das er triumphirend erhob, Alles riß die ohnehin schon erregte Menge zu einer fast wahnsinnigen Begeisterung hin. Viele stürzten auf die Kniee vor Daniel, Andere küßten die Bannerstange und das Schwert. Der Ruf: „Tod den Russen! Es lebe der König von Garika!" gemischt mit Ausbrüchen des Jubels und unterbrochen vom Schluchzen der Erregung, erschütterte den Schloßhof. Daniel selbst, ein Kind und Spielball des Augenblicks, wie er war, stand sprachlos und so heftig ergriffen, daß ihm Thränen aus den Augen strömten.

„Ja!" rief er endlich und erhob die geballte Faust, „Tod den Feinden! Tod denen, die mich und Euch betrügen! Garika soll wieder ein freies und ein mächtiges

Reich sein! Ich will Euch führen, ich bin bereit. Nicht länger ertragen wir den Uebermuth der Feinde! Sendet Boten durch das Land! Ruft Alles zum Kampf! Tod oder Sieg, ich bin entschlossen!"

Inzwischen hatte Alia Wassi eine Bewegung nach dem Fenster hinauf gemacht, an welchem er vorher mit George gestanden. Jetzt überreichte er Daniel das Schwert. Er selbst hielt das Banner hoch erhoben in kräftiger Faust.

„Der Himmel selbst hat uns ein Zeichen gegeben, daß wir siegen werden!" rief er, und die Menge verstummte, sobald sie seine Stimme vernahm. „Der Himmel selbst will uns zeigen, daß das Haus der Könige von Garika nicht erstorben ist, daß es nicht nur in Daniel lebt. Ihr wißt, daß unser Herr, den man in die kalte Ferne sandte, damit er dort sterbe, uns zwei Söhne hinterließ, Daniel, den erstgeborenen, und Giorgi, den zweiten. Wir glaubten, Giorgi sei gestorben in der Hauptstadt der Moskowiter. Er ist es nicht. Er ist zurückgekehrt, nachdem er bis jetzt im Westen, im Lande der Freiheit gelebt; er ist gekommen, um uns zu melden, daß viele Tausende von Verbündeten uns nahen: er ist gekommen, um mit Daniel zu kämpfen und zu siegen oder zu sterben. Auf zwei Säulen, zwei starken, kräftigen Säulen ruht das Haus der Herrscher von Garika. Das ist ein Zeichen des Himmels, daß es nicht untergehen

soll und nicht untergehen wird. Zum ersten Male ist Giorgi Garika heute wieder in das Schloß seiner Väter getreten, an dem Tage, an welchem wir das Joch der Fremden abschütteln. Das ist ein Zeichen, daß der Geist des alten Löwen von Garika wieder auflebt und wieder eingezogen ist in diese Burg und dieses Land! Giorgi Garika, komm und grüße die Männer, deren Voraltern in Treue für Deine Ahnen lebten und starben!"

Es herrschte Todtenstille. Eine tiefe, feierliche Bewegung hatte die Menge ergriffen. Die Meisten glaubten, daß der zweite Sohn ihres frühern Herrschers in der Hauptstadt des Russenreichs gestorben. Seine Wiederkehr erschien allen als ein Wunder, als ein Zeichen des Himmels. Sie hätten die Ankunft eines Engels, eines himmlischen Sendboten nicht mit größerer Ehrfurcht erwarten können. Selbst Daniel war erschüttert. Große Momente werfen auch in kleine Herzen einen Funken göttlicher Begeisterung und erheben sie über die engen Schranken ihrer gewöhnlichen Begriffe und Gefühle. In einem solchen Momente der Erregung war auch ihm der Bruder ein willkommener Gast, gewissermaßen ein Unterpfand für eine glückliche Lösung. Große Ereignisse lassen selbst dem kalten Zweifler das Seltsame als etwas Natürliches erscheinen.

Aller Blicke waren auf den hohen und schlanken jungen Mann gerichtet, der langsam über den Hof kam und, obwohl in die Tracht eines georgischen Landmanns gekleidet, in seinem Wesen, in seiner Haltung so viel Adel zeigte. Die Erregung des Augenblicks hatte alles Blut aus seinen Wangen getrieben und machte es ihm unmöglich, anders als langsam vorzuschreiten. Dadurch erhielt seine Erscheinung etwas ganz Eigenthümliches; er glich einem Menschen, der so eben von einem schweren Krankenlager erstanden, ja, der aus dem Grabe zurückgekehrt ist. Er verneigte sich sanft gegen die Menge und legte die Hand aufs Herz, mit so viel Aufrichtigkeit und natürlicher Wahrheit, daß die Blicke der Garikaner heller aufleuchteten, zum Zeichen, wie sehr seine Erscheinung zu ihrem Herzen sprach. Geräuschlos theilte sich die Menge und bildete ihm eine Gasse. So schritt er im tiefsten Schweigen bis zu Daniel.

„Mein Bruder", sagte er, mit seiner Bewegung kämpfend, „für mich haben unsere Aeltern nie aufgehört, die Könige dieses Landes zu sein. Ich grüße Dich als Herrscher, als König von Garika!"

Er entblößte sein Haupt und neigte sich tief vor Daniel, über dessen Antlitz ein Strahl der Befriedigung leuchtete. Die Huldigung eines Bruders vor den Augen der Menge schwellte das eitle Herz Daniel's mit gewal-

tigem Stolz, um so mehr, da diese Huldigung so einfach, natürlich und ungekünstelt war.

„Sei mir willkommen, Giorgi!“ sagte er. „Wir haben uns noch nicht begrüßt. Ich glaube, ich konnte Dich an keinem bessern Orte und zu keiner bessern Stunde wiedersehen!“

„Daniel“, sagte Giorgi, „es gab eine Zeit, in der mein Herz traurig war, da ich hörte, Du hättest Deine Ahnen vergessen und seiest ein Freund unserer Feinde geworden. Um so stolzer und freudiger bin ich jetzt, da ich sehe, daß ein Garika im rechten Augenblick nie sein Blut verleugnet. Gebiete über mich! Ich bin hierher gekommen, um für die Freiheit Garikas zu sterben. Ich wäre früher gekommen, hätte ich früher hoffen dürfen zu siegen. Aber wir allein wären ohnmächtig gegen einen so starken Feind gewesen. Jetzt steht die Welt in Flammen gegen Rußland; wir haben nur unser Banner zu erheben, um die Feinde fliehen zu sehen. Laß mich mit Dir kämpfen! Stelle mich an den gefährlichsten Ort. Ihr habt mich todt geglaubt, Ihr alle“, fügte er mit erhobener Stimme zu der Menge gewandt, hinzu, während seine Wangen sich rötheten, „und doch lebe ich! So habt Ihr Garika todt geglaubt, und dennoch ist es jung und lebt und wird siegen. Nein, ich sollte nicht eher sterben, als bis ich die Männer von

Garika im siegreichen Kampf gegen Rußland gesehen, und wenn ich das gesehen, was liegt mir dann am Tod? Eine Stunde Sieg und Triumph ist mir mehr werth als ein ewiges Leben in Knechtschaft und Schmach!"

So tief war der Eindruck seiner Worte, denen die bewegte Stimme und der fremdartige Hauch der Sprache etwas ganz eigenthümlich Ergreifendes verliehen, daß die Menge kaum zu athmen wagte und daß alle ihn anblickten wie eine Erscheinung aus einer andern Welt.

„Männer, Freunde, Brüder", fuhr er fort, die Stimme noch mehr erhebend, „ich komme zu Euch nicht als der zweite Sohn Garikas, nicht als einer, der mehr ist als Ihr! Dort steht Euer König und Herr. es ist Daniel! Ich bin es nicht! Ich komme als ein Freund, als ein Bote aus fernen Landen, wo ein glückliches Volk lebt, in Frieden und Freundschaft seinem Herrscher gehorchend, der in seinem Volke freie Männer ehrt. Ich komme, um unter unserem Könige Daniel mit Euch gegen diejenigen zu kämpfen, die nicht nur Euch, sondern ihre eigenen Brüder im eigenen Lande unterdrücken. Denn es sind Sklaven, die uns beherrschen, und wir wollen nicht die Sklaven von Sklaven sein! Männer von Garika, wenn die Macht Rußlands gebrochen ist, wenn dieses goldigrothe Banner von Garika siegreich von den Zinnen deser Burg hinüberleuchtet nach dem freien Kau-

kasus, dann werdet Ihr doppelt freie Männer sein, frei von der Bedrückung Rußlands, frei auch von den Lasten, die Euch früher beschwert haben. In dem Lande, in welchem ich Schutz und Zuflucht fand und bis jetzt lebte, immer der Heimat gedenkend, in diesem Lande ist Jeder gleich und für alle nur ein Gesetz, ein Recht. So wird es in Zukunft auch in Garika sein; mein Bruder wird Euch danken für Eure Treue und Euren Heldenmuth, indem er Alles von Euch nimmt, was Euch und Euren Aeltern schwer zu tragen war. Die Russen haben Euch viel genommen; er wird um so weniger nehmen und verlangen, damit die Freude und der Wohlstand wieder einkehre in Eure Hütten und damit Ihr Eure Herrscher preist, nicht nur weil Ihr unabhängig von fremdem Joch, sondern auch weil Ihr frei, glücklich und zufrieden seid. Das verspreche ich Euch im Namen meines Bruders, an dessen Edelmuth ich nicht zweifle. Jetzt aber heißt es kämpfen für die Freiheit und Unabhängigkeit. Deshalb, wer Waffen tragen kann, trage sie! Wer einen Mann weiß, der noch nicht zu uns steht, der eile und hole ihn! Niemand darf zurückbleiben in dem heiligen Kampf, in welchem das alte Banner von Garika uns voranweht und Euer König das Schwert des großen Daniel führt, der dieses Reich gründete. Was macht die Reiter Schamyl's, die Helden der Berge stark? Die Kraft ihrer Arme, die

Schärfe ihrer Schwerter, die Güte ihrer Flinten? Nimmermehr! Stark sind sie, weil sie für ihre Freiheit kämpfen und weil sie an den Sieg glauben, weil sie wissen, daß die Leiche jedes Einzelnen den verhaßten Feind aufhält und ein Wall ist für die Freiheit ihrer Berge. Wenn Ihr diesen Glauben und diese Hoffnung, dieses Vertrauen auf Euch selber habt, so werdet Ihr stark sein wie die Männer der Tschetschenia, und der Russe wird vor Euch fliehen, wie er vor den Söhnen der Berge flieht. Schamyl selbst aber, der Euch bis jetzt mißachtete, weil Ihr geduldig das Joch der Knechtschaft trugt, wird in Euch Freunde und Männer begrüßen, wenn Ihr das alte Banner erhebt und Euch mit ihm auf die Feinde werft. Dann wird es zünden wie ein Blitz durch alle Länder diesseits und jenseits der Alpen des Kaukasus. Brüder, Freunde, ich schwöre es Euch, ich weiß, daß Hunderttausende von Kriegern aus den tapfersten Nationen der Welt gegen den Czaren heranziehen. Bald wird er gezwungen sein, selbst diejenigen seiner Streiter zu Hülfe zu rufen, die bisher den Kaukasus bändigen sollten. Männer, wollt Ihr diese Zeit vorübergehen lassen? Wollt Ihr nicht Theil nehmen an dem allgemeinen großen Kampfe? Soll es heißen, Ihr allein wäret zurückgeblieben und verdientet weder die Freiheit noch das Leben? Nein, im Gegentheil, Ihr werdet die

Ersten sein, damit Euer Name bis auf ewige Zeiten leuchte als das Vorbild für die Völker des Kaukasus! Und wenn auch kein anderes Volk sich erhoben hätte, Ihr werdet zu den Waffen greifen und Euer Beispiel wird Tausende entzünden! Es lebe unser Vaterland! Krieg den Russen!“

Wohl war es möglich, daß nicht alle ihn verstanden hatten, theils weil der Sinn seiner Worte ihnen nicht ganz verständlich war, theils weil er Redewendungen gebrauchte, die von der gewöhnlichen Landessprache abwichen. Aber in solchen Momenten reißt die Sprache des Herzens alle mit fort. Und daß Giorgi Garika von Herzen sprach, das verrieth der Klang seiner Stimme, das Flammen seiner Augen und der Ausdruck seiner Züge. Als er das Wort: „Krieg den Russen!“ rief und den Arm ausstreckte, erhoben sich alle Arme auf dem Schloßhof und alle Lippen wiederholten den Schrei. Wenn auch nur Hunderte riefen, so war es, als ob Tausende zugegen seien. Viele drängten sich um ihn und küßten seine Hände und die Zipfel seines Kleides. „Wie er seinem Vater ähnlich sieht!“ riefen die Aeltern. „Er soll unser Führer sein!“ jubelten die Jüngern. Alia Wassi's Blicke hingen fast trunken an den Zügen des jungen Mannes. Nur in Daniel regte sich bereits wieder etwas von den niedrigen Empfindungen einer kleinen

Seele. Er wußte am besten, wie schwer es ihm geworden, sich hinaufzuschwingen zu dem Entschlusse, der über seine Zukunft entscheiden sollte. Nur die Begeisterung der Menge, das Gefühl geschmeichelten Stolzes hatten ihn beharren lassen in der Erregung, die sich seiner bemächtigt. Und nun kam dieser Bruder, um ihm einen Theil, vielleicht den größern Theil des Triumphs zu entreißen! Und dieser Bruder hatte bereits in seinem, in Daniel's Namen Versprechungen gemacht, die Daniel freilich in dem jetzigen Augenblicke nicht ganz begriff, die aber auf Manches hindeuteten, was Daniel auch von Michael Brazow und dem Major besprechen hören, auf Ideen der Neuzeit, Freiheit der Völker! Und der Prinz war ein Aristokrat, wie nur je einer in Petersburg erzogen. Was waren ihm diese Leute? Diener, Steuerzahlende, im Nothfall Soldaten, nichts weiter! Mißtrauen und Eifersucht erkälteten wieder die Seele, die so eben von einem Strahle echt menschlichen und brüderlichen Gefühls erwärmt worden war.

„Ich danke Euch, meine Freunde!" sagte George, die Männer, die ihm ihre Ehrfurcht bewiesen, sanft von sich drängend. „Ich selbst bin Euch fremd, leider! aber ich sehe, daß Ihr meine Aeltern geliebt habt, da Ihr ihre Kinder liebt. Laßt uns jetzt ans Werk gehen. Mein Bruder und Alia Wassi, die genauer mit den Verhält-

nissen bekannt sind, werden die Befehle geben. Ich aber werde stets da sein, wo die größte Gefahr ist. Zählt auf mich, wenn es gilt!"

Als er so den Männern die Hände drückte, mit Thränen in den Augen, leuchtete die reinste Seligkeit aus seinem Gesicht. In der That war dies einer jener Augenblicke, die ein langes Leben voll Entbehrung und Sehnsucht vergessen lassen können. Er stand am Ziele seiner Wünsche. Das Volk von Garika jubelte ihm entgegen und wollte mit ihm und seinem Bruder den Kampf gegen den verhaßten Erbfeind beginnen. Gab es eine andere Zukunft als diejenige, die er sah, aufsteigend im Rosenlicht des heitern Morgens? Und wenn auch eine andere kam, wenn er auch fiel, war dann nicht der Inhalt eines Menschenlebens erfüllt, war nicht der Name Garika ehrenvoll gerächt, und ließ sich nicht hoffen, daß eine spätere Zukunft das Werk vollführen und beenden werde, zu dessen Anfang er hier beigetragen? Ja, es war ein Moment, wie er wenigen Sterblichen gegönnt ist. Nichts Aehnliches hatte George bis dahin gekannt. Es war ein Augenblick, schön genug, um zu sterben. Doch nein, noch nicht! Erst der Sieg, dann der Tod!

Alia Wassi stand zwischen den beiden Brüdern. Er überreichte George das Banner und begann nun schnell seine Befehle zu geben. Dieser Greis vereinte die Er-

fahrenheit des Alters mit der Kraft der Jugend, die Schnelligkeit des Kriegers mit der Umsicht des Diplomaten. Er zog ein Bündel gleichgeformter Papiere, Karten ähnlich, aus der Tasche und gab Jedem, den er mit einem besondern Auftrag fortschickte, eins dieser Erkennungszeichen. Diese sollten für Waffen sorgen, jene für Munition. Dieser Bote sollte nach Tiflis reiten, um einem Freunde zu melden, was geschehen, jener nach Mingrelien, ein dritter nach dem Lager der Türken, ein vierter zu den Tschetschenzen; viele andere wurden nach den umliegenden Orten gesendet. Eine Abtheilung wurde beordert, Beile und andere Instrumente zu holen, damit man Holz fällen und Garika befestigen könne. Noch Andere sandte er nach seiner Wohnung, um die zahlreichen Waffen, die er dort im Laufe der Jahre angesammelt, herbeizuholen. Lautlos vernahmen die Männer die Befehle und verschwanden, sobald sie einen Auftrag erhalten. Es schien ein neuer Geist in dieses Volk gekommen; es erwachte aus einem langen Schlafe.

Endlich waren die ersten und wichtigsten Befehle ertheilt. Daniel und George, deren Aufmerksamkeit bis dahin ganz von den Anordnungen Alia's in Anspruch genommen gewesen, gingen in das Schloß. Dort, als sie sich beide allein sahen, warf sich George an das Herz des Bruders und pries, bald jubelnd, bald weinend, das

Glück dieses Tages und des Wiedersehens. Daniel schien sich Mühe geben zu müssen, diese Hingebung zu erwidern. Endlich warf er sich in einen Sessel, mürrisch und abgespannt.

„Ja, ich will mich rächen an dieser Sophia!“ rief er. „Ha, wenn wir wieder Herren des Landes sind, so wird sie vor Neid vergehen! Eine Königin hätte sie sein können, die Närrin! Nun mag sie ihren Major nehmen. Und auch das nicht, der Kosak soll sterben von meiner eigenen Hand!“

Was George bis jetzt von seinem Bruder gesehen und was er über diesen von Alia, David und Nina gehört, ließ ihm keinen Zweifel, daß er einen kleinlichen und engherzigen Menschen vor sich sehe. Aber George hatte das Bedürfniß zu lieben, er wollte seinen Bruder lieben. Er hoffte, daß die größere Aufgabe, die neue, ernste Zeit, der heilige Kampf, der ihnen bevorstand, den Bruder hinaufheben würde auf eine höhere Stufe. Vor allem lag ihm daran, das Herz des Bruders zu gewinnen, das Mißtrauen zu beseitigen, das er aus dem Benehmen desselben herausfühlte. Er bat also Daniel, von dem zu erzählen, was ihm widerfahren, und nach Art aller Liebenden und Eifersüchtigen war Daniel nur zu geneigt, sein Herz zu öffnen. Er hatte ja auch nichts Wichtigeres zu berichten. Bald zornig, bald den Thränen

nahe, bald hohnlachend, bald in einer Verzweiflung, die leicht errathen ließ, daß ein einziges süßes Wort Sophia's ihn zurücklocken könne in das Lager der Russen, erzählte er mit der ganzen Weitschweifigkeit eines verschmähten Liebhabers seine wirklichen und eingebildeten Qualen. George hörte ihm geduldig zu, suchte ihn zu trösten, verwies ihn auf die Zukunft, auf den großen Kampf, vor dem alle persönlichen Leiden schwinden müßten, aber er fühlte wohl heraus, daß Alia und dessen Leute recht gesehen; nur beleidigte Eitelkeit, nur Eifersucht und der Durst nach persönlicher Rache hatten Daniel's Gemüth bis zu einem solchen Grade erhitzen können. Der edle und schöne Gedanke der Freiheit und Unabhängigkeit lag ihm fern. Mit schwerem Herzen gestand sich George, daß eine Zeit kommen könne, wo er diesen Kampf vielleicht ohne seinen Bruder würde führen müssen; gegen ihn, daran wagte er noch nicht zu denken.

Alia schien absichtlich dafür gesorgt zu haben, daß die Beiden nicht gestört würden, damit sie sich aussprechen könnten. Allmälig verstummten denn auch die Klagen Daniel's und er versank in eine düstere Träumerei oder vielmehr Erschlaffung. George hielt nun den Zeitpunkt für gekommen, von der Lage des Augenblicks, von den Mitteln des Kampfes, von den Möglichkeiten der Zukunft zu sprechen. Die reine und ideale Begeisterung

jener ersten Minute war dahin. Es begann die Arbeit, eine mühselige Arbeit, da sie damit anfangen mußte, dem Bruder Muth und Zuversicht einzuflößen, ihn zum Ausharren zu zwingen.

George sprach, wie es ihm Herz und Verstand eingaben. Ob ihm Daniel zuhörte, wußte er nicht, denn der Bruder unterbrach ihn mit keiner Silbe. Nur einmal, als George die Worte „bürgerliche Freiheit" aussprach, erhob Daniel den Kopf.

„Was willst Du damit sagen?" fragte er mißmuthig. „Mir fiel schon vorher in Deiner Rede Manches auf. Was soll das heißen? Ich werde der Herr dieses Landes sein, wie meine Ahnen es gewesen sind."

„Das sollst Du auch, und zwar in einem noch schönern, edlern Sinne!" rief George eifrig. „Du sollst herrschen über ein Volk, das sich seiner Menschenwürde bewußt ist und dem gute Gesetze seine Freiheit sichern. Die Welt soll nicht sagen, daß wir dieses Land frei von der russischen Herrschaft gemacht hätten, um hier die Tyrannei einheimischer Despoten einzuführen. Daniel, es ist ein schönes Land und die Menschen sind gut und edel. Ich habe mehr von der Welt gesehen als Du, und ich sage Dir, Du kannst weit, weit wandern, ehe Du solchen Reichthum, solche Schönheit der Natur und so treue Menschen wiederfindest. Dieses Land ist ein Garten

Gottes. Es soll auch der Sitz glücklicher Menschen werden. Bildung und Freiheit sollen herrschen unter Deinem Scepter! Wenn die Russen ihre Eroberungen in diesem Lande vor Europa rechtfertigen wollen, so sagen sie, diese Völkerschaften seien Barbaren; sie eroberten diese Länder nur, um die Civilisation einzuführen. Wir müssen der Welt beweisen, daß dies eine Lüge ist und daß die Civilisation, die bürgerliche Entwickelung eines Volkes nur eine Frucht der Freiheit und Unabhängigkeit sein kann, oder daß sie wenigstens durch freie Männer eingeführt werden muß, nicht durch die Sklaven Rußlands. Wie, diese zusammengewürfelten Schaaren, diese durch eine mächtige Hand zusammengezwungenen Kosaken, Baschkiren und Kalmücken wollen sich als Vertreter der Bildung und der Civilisation zeigen? Sie, die ihre übelriechenden Hütten verlassen und nichts mit sich nehmen als ihre Branntweinflasche und ihre Roheit, sie wollen die Befreier von Ländern sein, die schon vor Jahrtausenden blühten und in denen der Keim einer neuen und herrlichen Zukunft liegt? Man vergleiche einen Tscherkessen mit einem Kosaken, einen Georgier mit einem Baschkiren; man sehe den edlen Anstand, den natürlichen Stolz, die Mäßigkeit, die Tapferkeit, den natürlichen Adel des einen neben der sklavischen Demuth des andern, die sich zitternd vor dem Alleinherrscher

beugt und nur gezwungen oder betrunken oder in unermeßlicher Uebermacht den Kampf mit jenen aufzunehmen wagt; man vergleiche sie mit einander, und man wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Berechtigung zur Freiheit und zu einer großen Zukunft ist. Deshalb, Daniel, ist es nothwendig, nicht nur die alte Unabhängigkeit zu erobern, sondern auch in diesen herrlichen Männern eines schönen Landes das himmlische Feuer anzufachen, das für die ganze Erde seit einem Jahrhundert neu emporlodert, nachdem es lange nur bei einzelnen Völkern unter der Asche fortgeglommen, das Feuer der Freiheit, der menschlichen, bürgerlichen Rechte. Die Herrscher von Garika sollen keine orientalischen Despoten sein! Man soll von ihnen nicht sagen, daß sie ihre Sklaven den Russen entrissen, um mit Skorpionen zu züchtigen, wo jene nur geißelten. Sie sollen die mächtigen Herrscher eines freien Volkes sein, verbunden mit den Ländern der Freiheit und Bildung, ihr Volk emporhebend auf die Stufe der Bildung, die unserm Jahrhundert geziemt. Dann wird der Thron dieser Herrscher fester wurzeln als je. Dann wird er nicht beim ersten Anstoß brechen und durch fremde Intriguen nicht erschüttert werden können. Tapferer werden die Garikaner kämpfen als die Männer der Berge, und vereint mit den muthigen Stämmen dieses Landes

werden sie unbezwinglich dastehen gegen List und Gewalt!“

Daniel hatte mit finsterer Miene zugehört. Offenbar ahnte er den Sinn der Worte George's, wenn er auch nicht ganz verstand, was dieser sprach.

„Was soll das heißen?“ sagte er dann mürrisch. „Ich werde der König und Herr dieses Landes sein und man wird mir gehorchen!“

„Ja, Du sollst König und Herr, aber die Garikaner sollen keine Sklaven sein!“ rief George. „Recht und Gesetz sollen walten; unparteiische Richter sollen urtheilen, das ganze Volk wird Dir durch seine Vertreter Rath ertheilen, Du wirst mäßig und sparsam leben, damit der Volkswohlstand gedeihe, gute Schulen werden Bildung verbreiten. Garika soll ein Vorbild werden für die tiefgesunkenen Länder, an dem sie sich zu neuer Macht emporarbeiten!“

„Ich habe von solchen Königen gehört“, sagte Daniel spöttisch, „von Königen, die thun müssen, was ihre Unterthanen wollen. Ich verstehe nicht viel von Politik, ich weiß nicht, wo das ist. Aber die Garikaner sind gewöhnt, zu gehorchen, und sie werden gehorchen. Und ich hoffe, Du, als der jüngere Bruder, wirst mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn Du das nicht willst, so sage ich Dir, es wäre besser, Du wärest nicht gekommen!“

Seine Stirn war finster, sein Blick unheimlich. George fühlte sein Herz erkalten, aber er schwieg. Schon oft hatte er mit Alia Wassi über die Reformen gesprochen, die in diesem Lande eingeführt werden müßten, wenn es von den Russen unabhängig sei. Der kluge Greis hatte das Wesen der Absichten George's, wenn auch nicht die Einzelnheiten, wohl erkannt und dem jungen Manne von Herzen beigestimmt. Es lag auch auf der Hand, wie gefährlich es sei, die unsichere Zukunft eines Landes, das der mächtige russische Nachbar stets zurückzuerobern trachten würde, einem so schwankenden, eitlen, sich selbst unklaren Manne, wie Daniel war, anzuvertrauen. Es galt also in Zukunft, trotz Daniel den Plan durchzuführen, nicht nur die Russen zu verscheuchen, sondern auch dem Volke Freiheiten und Wohlthaten zu gewähren, die es in Liebe und Treue an ihre wiedergewonnenen Herrscher ketteten. Und noch waren die Russen nicht verscheucht, noch war der Anfang, das Schwerste nicht gethan! George, dessen Feuergeist so gern alle Schwierigkeiten mit einem Male überflogen hätte, fühlte wie ein Adler, dessen scharfe Kralle an einen Felsen gekettet ist.

Jetzt erschien Alia Wassi. Daniel hätte am liebsten kein ernstes Gespräch mehr gehört, das zeigte seine verdrossene Miene, aber er fühlte wohl, daß er den Andern

nicht Alles überlassen dürfe, wäre es auch nur, um sich als Herrscher zu zeigen und eigenmächtig darein zu sprechen. Es handelte sich darum, die geeigneten Anordnungen zu treffen, um einem ersten möglichen Angriff der Russen zu begegnen. Denn obwohl diese ihre ganze Kraft gegen Schamyl und die Türken aufbieten mußten, so blieben ihnen doch Streitkräfte genug, um ein kleines Detachement nach Garika zu schicken, sobald sie die Vorgänge erfuhren. Aber auch dem kleinsten Detachement war man jetzt noch nicht gewachsen. Alia schlug deshalb vor, mit allen streitbaren Männern nach Westen, in den wildern, gebirgigen Theil des Landes zu ziehen und zu versuchen, sich mit den Türken in Verbindung zu setzen und Streitkräfte aus den Gegenden am obern Rion an sich zu ziehen. Erst wenn das Heer auf einige Tausend Mann angewachsen war, konnte es ernstlich in die kriegerischen Ereignisse eingreifen. Davon wollte Daniel nichts hören. Er wollte in Garika bleiben, es vertheidigen. Es ließ sich Manches für diesen Entschluß anführen, namentlich wenn man, wie Daniel, der Hoffnung war, daß von allen Seiten Tausende unter das Banner von Garika strömen würden. Deshalb gab auch Alia seinen Plan auf, obwohl er der klügere war. Es wurde beschlossen, Garika zu befestigen und mit Lebensmitteln zu versehen. Außerdem sollte aber am Morgen des nächsten Tages ein Zug

nach Kureli unternommen werden, in welchem höchstens zwanzig Dragoner zurückgeblieben waren. Man hoffte dort Waffen und Munition zu finden und durch einen ersten gelungenen Handstreich die Unentschlossenen zu ermuthigen, sich dem Aufstande anzuschließen. Dari, der Sitz Nina's, sollte geschont und gar nicht besetzt werden.

„Wir müssen indessen heute noch hinüberreiten und Nina von dem benachrichtigen, was geschehen", sagte Daniel.

„Du willst die Schwester Brazow's wiedersehen!" entgegnete Alia Wassi fast verächtlich.

„Nun ja, ich will ihr ihre eigene Schmach ins Gesicht schleudern!" rief Daniel.

„Weshalb? Und weshalb Schmach?" fragte George sanft. „Sie ist eine Dame. Willst Du ihr zürnen, daß sie Dich nicht liebt? Hast Du mir nicht selbst gestanden, daß sie Dir niemals wirkliche Liebe gezeigt? Sie hat Dir einen Andern vorgezogen; ist das ein Verbrechen? Du siehst daraus nur, wie sehr diese übermüthigen Russen uns verachten. Sie zieht einen armen Offizier von dunkler Herkunft dem Erben der rechtmäßigen Herrscher von Garika vor. Verachte sie, kümmere Dich nicht um sie! Aber sie zu schmähen, dazu hast Du kein Recht. Du würdest damit nur Deine eigene Schwäche verrathen!"

„Schöne Redensarten!“ rief Daniel zornig. „Laßt mich in Ruhe, ich will mich nicht hofmeistern lassen. Ich thue, was mir gut scheint. Will mich Jemand nach Dari begleiten, gut! Wenn nicht, so reite ich allein!“

„Gehe mit ihm!“ sagte Alia leise, als Daniel hastig das Zimmer verließ. „Du wirst vielleicht verhindern können, daß er sich zu tief herabwürdigt!“

„Ja, ich glaube, unsere schwierigste Aufgabe wird sein, ihn von Thorheiten abzuhalten!“ sagte George seufzend.

„Und gehe hinab und zeige Dich den Männern auf dem Hof!“ sagte Alia. „Ich werde ein schönes Pferd für Dich satteln lassen; einen Anzug finden wir wohl für Dich. Daniel muß diese russische Uniform ablegen. Aber ich sage Dir, achte darauf; es wird ihm schwer werden; er ist ein Kind! Nun, wenn die Garikaner nur einen Garika lieben, so ist das genug. Und Du wirst dieser eine sein!“

George ging hinab. Er hatte in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit im Lande sich die Sprache so weit zu eigen gemacht, daß er sich vollkommen verständlich ausdrücken und auch die Sprache der Landleute verstehen konnte. Er sprach mit diesem und mit jenem, erzählte von seiner Rettung in Petersburg, von England, von den Türken, von den Kurden, von der Macht der Fran-

zosen und Engländer. Die Niederlage Rußlands stellte er als ganz unzweifelhaft hin und schilderte das Glück, das die Garikaner in einem freien Lande genießen würden. Nicht allein, was er sagte, sondern wie er es sagte, gewann ihm alle Herzen. Sein freundliches Lächeln, seine treuen und sanften Augen, die leutselige Art seines Wesens — das Alles waren Erscheinungen, die man in Garika nie an einem Manne beobachtet, der den „Herren" angehörte. Lange blickte man ihm nach, wenn er zu einer andern Gruppe ging.

„Wie sanft er ist! Wie er lächelt! Wie ein Kind!" sagten die Garikaner. „Dem könnte ich keine Bitte abschlagen! Er spricht, als ob er nicht mehr sei als wir. Sieht er nicht der Mutter ähnlich? Er hat etwas wie eine Frau. Ob er wohl tapfer sein wird im Kampf? Er sieht zart und fein aus, aber zuweilen blitzt es in seinem Auge!"

„Sorgt Euch nicht, Kinder!" sagte Alia Wassi, der gerade an ihnen vorüberging, lächelnd. „David war ein Kind, als er seine Schleuder warf. Und ich sage Euch, er wird der erste sein, wenn es zu kämpfen gilt. Denn ihn treibt das Herz, und wo das Herz ist, da ist auch der Muth!"

Bald standen zwei schöne Pferde gesattelt und gezäumt für Daniel und George auf dem Schloßhof. Man

hatte Daniel inzwischen darauf aufmerksam machen müssen, daß er jetzt nicht mehr die russische Uniform tragen könne, und er hatte sie erst abgelegt, als man ihm den reichen phantastischen Anzug brachte, den er vor einigen Jahren bei einem Reiterkampfspiel, einer sogenannten Fantasia, in Tiflis getragen. Für George war ein Anzug ausgewählt worden, den der Vater früher getragen und der wie für den jungen Mann gearbeitet schien. Stürmischer Jubel empfing die Beiden, als sie so geschmückt auf den Schloßhof traten. Eine kleine Reiterschaar schloß sich ihnen an. Alia Wassi trug überhaupt Sorge, ein Reitercorps zu organisiren. So ritten die Brüder hinüber nach Dari, beide schweigsam. Daniel dachte an Sophia, und George sann darüber nach, welche Folgen der entscheidendste Schritt seines Lebens, den er heute gethan, ihm bringen würde.

Die Nachricht von dem, was geschehen, war ihnen nach Dari vorausgeeilt. Eine große Menge von Männern und Frauen war aus der Stadt herbeigekommen, um die Brüder jubelnd zu begrüßen und sie hinauf nach Dari zu geleiten. Natürlich war der plötzlich wieder erschienene George der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit, und als er freundlich und hoch begeisternd zu der Menge sprach, antwortete ihm hingebendes Jauchzen. Daniel war zu sehr mit den Gedanken des bevorstehenden Wie-

versehens Sophia's beschäftigt, um viel darauf zu achten. Er ritt mißgestimmt neben George. Erst als auf dem Schloßhof selbst der Ruf: „Es lebe Daniel, der König von Garika!“ erscholl, richtete er sich auf. Sophia sollte ihn in seinem Glanze sehen! Er nahm seine stolzeste Haltung an.

Indessen Sophia zeigte sich noch nicht. In dem großen Empfangszimmer fanden die Brüder nur Nina, der Daniel mit einem spöttischen Lächeln die Botschaft ihres Gatten überreichte. George dagegen versuchte es, die junge Frau, die nicht wußte, was sie denken und thun sollte, zu beruhigen. Er stellte ihr vor, daß es Niemand einfalle, Michael vertreiben zu wollen, falls er bereit sei, sich ruhig den Anordnungen der Zukunft zu fügen, und seine sanften, tröstenden Worte schienen in der That einen lindernden Einfluß auf Nina zu üben, die freilich den Gedanken, daß man sich gegen das Riesenreich Rußland auflehnen könne, nicht zu fassen vermochte.

„Wo ist die Comtesse?“ fragte Daniel endlich. „Ist sie vielleicht dem Major gefolgt?“

„Welche Frage!“ antwortete Nina. „Ich habe gehört, daß von ihr zwischen Dir und Michael auf dem Schloßhofe von Garika die Rede gewesen ist. Sie mag es auch gehört haben und vielleicht kommt sie deshalb nicht!“

Das war jedoch ein Irrthum, denn in demselben Augenblick öffnete sich die Thür und Sophia trat ein, ruhig, ja fast unbefangen. Ihr scharfes Auge flog von Daniel auf George, und fast schien es, als sei sie bei dem Anblick des letztern, der Daniel so ähnlich und doch so unähnlich sah, überrascht, denn ihr Schritt zögerte ein wenig und ihr Auge ruhte länger auf ihm, als es bei dem Anblick einer unbedeutenden Erscheinung der Fall zu sein pflegt.

„Ist das eine Maskerade?" fragte sie, sich leicht und kühl verneigend. „Wie sehen Sie aus?"

„Nennen Sie mich König!" antwortete Daniel halb hochmüthig, halb spöttisch. „Wir haben heute die Russen fortgejagt. Dies ist Prinz Giorgi Garika, mein Bruder!"

„Ich habe wunderbare Dinge vernommen", sagte Sophia mit einem kalten Lächeln. „Se. Majestät, der König von Garika, scheint den Kopf verloren zu haben!"

„Comtesse!" rief Daniel aufbrausend. „Ich verstehe keinen Scherz mehr und lasse mich durch kein Gaukelspiel mehr täuschen. Doch meinetwegen! Besser den Kopf verloren als die Ehre!"

„Bravo!" sagte Sophia lachend. „Wir sind noch bei dem ersten Act der Tragödie, die wahrscheinlich in Sibirien oder schlimmer enden wird. Doch was geht es mich an! Von Ihnen konnte man Alles erwarten, zur

Abwechselung auch eine solche Thorheit. Wahrscheinlich wußten Sie gestern, als Sie mit meinem Bruder sprachen, noch nicht, was Sie heute thun würden. Wie?"

Daniel stand einen Augenblick vollkommen rath- und sprachlos bei dieser unvermutheten Frage, die so mitten in den Kern der Sache traf.

„Comtesse", sagte er dann, „möglich, daß ich gestern noch schwankte. Aber es gibt Dinge, die einem plötzlich den dichtesten Schleier von den Augen reißen. Sie haben mir auf meine Frage geantwortet, nicht durch Michael, sondern durch das Rendezvous, das Sie sich mit Ombrazowitsch gegeben!"

George's Miene verrieth die Pein, welche ihm diese Antwort verursachte, die doch dem einfachsten Auge verrathen mußte, was in Daniel vorging. Sophia bemerkte es, denn sie blickte mehr auf George als auf Daniel, und das spöttische Lächeln, das fortwährend um ihre Lippen schwebte, zeigte, wie sehr sie sich dem letztern überlegen fühlte.

„Wenn das der Grund zu Ihrem wahnsinnigen Benehmen von heute ist", sagte sie, „so bedauere ich Sie, Majestät. Dann würde diese Tragödie, wie so viele, auf einem Mißverständniß beruhen. Indessen, was geht das mich an! Ich bedauere nur diejenigen, die Sie mit hineinziehen in die Folgen Ihrer Uebereilung."

Und die leichte Wendung, die ihr Blick zu George hin nahm, verrieth, daß sie diesen meine.

„Lassen Sie das Jedermanns eigene Sache sein", sagte Daniel, dessen Gesicht wieder einen finstern, verdrossenen Ausdruck annahm, da er fühlen mochte, daß seine Absicht, Sophia zu demüthigen, durch ihre eisige Kälte vereitelt wurde. „Was Sie Uebereilung nennen, ist ein wohlüberlegter Schritt, der nur beschleunigt wurde durch die herrliche Entdeckung, die man mir mittheilte!"

„Hoffentlich sind Sie mir dankbar, da sie Ihnen eine Königskrone einbringt", sagte Sophia.

„Ja, dankbar, das bin ich auch!" rief Daniel. „Bei Gott, ich sehe endlich klar, und —"

„Genug!" unterbrach ihn Sophia streng. „Wenn ich einen leichten Ton angeschlagen, so that ich es, weil ich wirklich glaubte, wir seien im Carneval. Sie begreifen, daß Nina und ich unter den jetzigen Umständen nicht hier bleiben können. Sorgen Sie dafür, daß wir so bald als möglich und unter genügender Begleitung nach Tiflis reisen können."

„Das wird nicht angehen", antwortete Daniel zögernd. „Wir können jetzt Niemand entbehren."

„Nun, in der That, eine sehr ritterliche Antwort!" rief Sophia bitter lachend. „Dann reise ich allein — bei Gott, ich thue es! Die Gegend ist noch sicher; so schnell

verbreitet sich das Fieber nicht! Und auch Nina darf nicht bleiben. Sie ist die Gemahlin eines russischen Offiziers und kann nicht unter dem Schutze derer bleiben, die — nun, ich finde keinen andern als einen lächerlichen Ausdruck, und deshalb will ich lieber schweigen, um Se. Majestät nicht zu reizen! Vielleicht übernehmen Sie es, Prinz Giorgi, zwei Damen an einen Ort zu senden, wo sie sicher vor dem Umgang mit Leuten sind, die ihre Vernunft nicht mehr meistern können!"

Trotz des Spottes hatten der Ton ihrer Stimme und ihr Blick etwas Sanftes und Gewinnendes, als sie diese Frage an George richtete. Und sie verstand zu bitten, wenn sie wollte!

„In der That, Comtesse, wenn Sie hier nicht bleiben wollen, obgleich Ihre Person gewiß sicher wäre, so werden sich Männer finden lassen, die Sie nach Tiflis geleiten", antwortete George ruhig.

„Ich danke Ihnen", sagte Sophia. „Und was würden Sie sagen, meine Herren, wenn ich Sie jetzt von den russischen Dienern — es sind noch einige hier — als Verräther an Rußland verhaften ließe?"

Daniel stutzte; George lächelte, auch Sophia, obgleich ihre Stimme ernst klang.

„Fürchten Sie nichts, Majestät!" fuhr Sophia zu Daniel gewendet fort. „Vielleicht wäre es gut, um

größeres Unheil zu vermeiden; aber gehen Sie ruhig Ihren Weg. Sie haben ihre Rückkehr nach Garika nicht gut bezeichnet, Prinz Giorgi, indem Sie Ihren Bruder einen solchen Schritt thun ließen. Sie hätten ihm besser rathen sollen."

George zögerte einen Moment mit der Antwort. Dann begann er seinen und seines Bruders Schritt zu rechtfertigen. Er hatte bereits begriffen, daß Sophia nicht ganz so sei, wie Daniel sie ihm geschildert, daß sie jedenfalls einen scharfen Verstand besitze, und nach Allem, was er von Daniel gehört und gesehen, mußte er sie fast entschuldigen, daß sie die Liebeswerbungen dieses Mannes nicht annahm. Er sprach schonend, da er eine Russin vor sich sah; allmälig aber hob ihn seine Begeisterung über diese Rücksicht fort. Er schilderte den Zustand eines Landes, das sich plötzlich von fremden Eroberern seiner Unabhängigkeit beraubt sieht, eine Beute von gewinnsüchtigen Menschen wird, ohne auch nur irgend einen Vortheil davon zu ziehen; er schilderte die Zukunft eines so schönen Landes unter einer kräftigen, aber milden und gerechten Herrschaft. Sophia hörte aufmerksam zu und wurde ernst, ja selbst Wehmuth zeigte sich in ihrem Blicke, den sie unverwandt und voll Theilnahme auf George gerichtet hielt. Zuweilen schüttelte sie still den Kopf. Daniel beobachtete beide mit steigendem Mißbe-

hagen. Stieg die Ahnung in ihm auf, daß Sophia seinen Bruder mit andern, günstigern Blicken betrachtete, als ihn? Er ging unruhig im Zimmer auf und ab und schien zuweilen die Rede George's unterbrechen zu wollen. Nina weinte leise. Als George schwieg, trat eine Pause ein.

„Prinz", sagte Sophia dann, wie es schien, mit aufrichtiger Trauer, „wenn alle Männer hier dächten und fühlten wie Sie, so würden die Russen hier nicht herrschen. Aber Sie werden bald begreifen, daß Sie mit Ihren Ansichten allein stehen, und deshalb werden die Russen hier auch noch ferner herrschen. Der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann, ist derjenige, zurückzukehren oder sich zum Besten dieses Landes an Rußland anzuschließen. Jeder andere Schritt wird von traurigen, sehr traurigen Folgen begleitet sein, ich sage es Ihnen voraus!"

„Sie sprechen wie eine Russin", antwortete George ruhig. „Ich werde handeln, wie der Sohn meines Vaters handeln muß."

Die tiefe Stille, die nach diesen Worten in dem Zimmer herrschte, wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Daniel öffnete. Ein Diener brachte zwei Briefe. Der eine hatte ein officielles Aussehen und war an Daniel gerichtet. Er war von dem General des Truppentheils, zu dem Ombrazowitsch hatte stoßen sollen, und lautete:

„An den Lieutenant der Miliz von Garika,
Prinzen Daniel Garika.

Wenn Sie nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden mit Ihrer Miliz und mit dem zurückgebliebenen Theil der Miliz von Dari in meinem Quartier eingetroffen sind, so werde ich Sie als Meuterer kriegsrechtlich behandeln lassen, das heißt, ich werde eine Compagnie nach Garika schicken, werde Sie festnehmen und füsiliren und Ihre Güter consfisciren lassen. Dies zur Benachrichtigung für Sie, da Sie das Kriegsrecht nicht zu kennen scheinen. Stellen Sie sich innerhalb vierundzwanzig Stunden, so werde ich annehmen, daß Sie in Uebereilung und Aufregung gehandelt haben, und sichere Ihnen meine Fürsprache bei dem Generalgouverneur zu."

Während Daniel noch mit ungewissem Auge diese bedenklichen Zeilen überlas, hatte George den Brief, den Alia Wassi an ihn gerichtet, durchflogen. Er enthielt die Nachricht, daß eine kleine Abtheilung Kosaken, mit Reisenden von Tiflis kommend, gefangen genommen sei und daß die Reisenden von dem Begleiter Giorgi's — Johnny — der inzwischen nach Garika gekommen, als die Freunde Giorgi's erkannt worden seien.

„Master Hywell und Mary!" rief George mit einem Freudenschrei. „Sie sind hier! Nun fehlt mir nichts mehr! Ich muß zurück nach Garika!"

III.

Die Tage der Wonne.

Wer sich hineinzudenken vermag in die Lage eines hochbegabten und feinfühlenden jungen Mannes, dessen ganzes Leben auf einen einzigen Zweck gerichtet gewesen ist und der, so freundlich und herzlich ihm auch seine Beschützer entgegengekommen sein mochten, doch niemals vergessen hat, daß er das Brod der Fremde und des Mitleids aß, der wird das Entzücken verstehen, von welchem George's Herz geschwellt war, als er sich Master Hywell und Mary auf dem Boden der Heimat im Glanze seines alten Namens und in dem schönern Glanze eines muthigen Führers seines Volkes zeigen konnte. Fast die ganze Nacht verging dem erregten jungen Manne, als er nach Garika zurückgekehrt war, im Gespräch mit Mr. Hywell, Wiedenburg und Mary, die sich freilich früher als die Männer zurückzog. Indessen, so erfüllt George's Seele auch von den Ereignissen des Tages war, so vergaß er doch nicht, den innigsten Antheil an den Schick-

salen seiner Freunde zu zeigen und sich genau berichten zu lassen, wie es diesen ergangen.

Urmiah, woher die Reisenden kamen, ist, wie früher erwähnt worden, eine bedeutende persische Stadt im Osten des Gebirgs, das Persien und die Türkei trennt, bekannt durch eine Ansiedelung nordamerikanischer Missionäre, die es sich zum Zweck gemacht haben, die Sekte der Nestorianer zum Protestantismus zu bekehren und überhaupt das Christenthum in jenen Gegenden zu kräftigen, eine schwierige und bis jetzt fast erfolglos gebliebene Aufgabe, da der räuberische, unbändige Charakter der dortigen Christen und Mohammedaner derartigen Werken des Friedens sehr schroff, ja fast feindlich gegenübertritt. Jedenfalls aber hatten Mr. Hywell und seine Tochter dort eine sichere Zufluchtsstätte und dasjenige gefunden was Mary in jenen traurigen Tagen das Nothwendigste war: Aerzte, Arznei und eine sorgsame Behandlung. Wir wissen, daß schon bei der Abreise George's Mary's Zustand außer Gefahr war. Vierzehn Tage der Ruhe hatten seitdem hingereicht, sie so weit wiederherzustellen, daß die Aerzte es für unbedenklich erklärten, wenn sie die Weiterreise unternehme. Durch das kurdische Gebiet wollte Mr. Hywell nicht mehr ziehen. Es erschien sicherer und bequemer, den Weg durch die russischen Provinzen zu nehmen, die auf der persischen Seite von den Türken nicht ange-

griffen wurden. Bedenken bot freilich auch dieser Weg, da man nicht wissen konnte, welche Ausdehnung der Krieg auf dem russischen Gebiet am Kaukasus gewinnen werde. Aber er schien immer der zweckmäßigste von allen. Die Nordamerikaner, denen der Name des Engländers nicht unbekannt war, sorgten für eine zahlreiche Begleitung und Empfehlungsbriefe, und mit dankerfülltem, etwas erleichtertem Herzen hatte Mr. Hywell Urmiah Anfang Mai verlassen.

Wenn Edmund Wiedenburg bei der englischen Familie geblieben war, auch nachdem sein Oheim nach Sinope zurückgekehrt, so mochte dies vielleicht einen innern Grund haben, die täglich wachsende Zuneigung, die er zu der sanften Mary fühlte. Aber es gab auch einen äußerlichen Grund dafür, den Wunsch Mr. Hywell's. Der sonst so energische Engländer war durch die Unglücksfälle der letzten Zeit so entmuthigt, daß er sich nicht in den Gedanken finden konnte, allein mit seiner Tochter in einem fremden Lande und in einer so bedenklichen Lage zu bleiben. Wiedenburg hatte ihm so viele Beweise von Anhänglichkeit, Aufopferung, Muth, Umsicht und Geistesgegenwart gegeben, daß Hywell ihn als seine Stütze, seinen rechten Arm betrachtete und in Trübsinn verfiel, als Wiedenburg einmal von der Nothwendigkeit seiner baldigen Abreise sprach. Er hatte freilich nicht

den Muth, den jungen Mann offen um sein Bleiben zu bitten; Wiedenburg aber, der selbst nichts sehnlicher wünschte, als bleiben zu können, vermochte leicht den Grund der Trauer seines ältern Freundes zu errathen und erfüllte denselben mit der größten Freude, als er erklärte, er halte es vielleicht doch für besser, noch einige Wochen zu bleiben und dann den Rückweg im Verein mit Mr. Hywell und Mary anzutreten. Wie es nach solchen Erlebnissen nicht anders sein konnte, hatte sich zwischen diesen drei Menschen ein Band der innigsten Zuneigung geknüpft, sodaß es schien, als ob sie nur eine Familie bildeten, und wenn Wiedenburg trotzdem gegen Mary niemals den vertraulichen Ton anschlug, den ihm dieses Verhältniß gestattet hätte, so geschah es nur, weil er sehr wohl fühlte, daß er nicht zu weit gehen dürfe, wenn er sich nicht verrathen wolle. Mary gegenüber behielt er dieselbe achtungsvolle Zurückhaltung, die er ihr seit den ersten Wochen ihrer Abreise von Calcutta erwiesen. Aber Mary wußte recht gut, daß dies keine Kälte sei; Wiedenburg war ein erprobter Freund, der sein Leben für sie gewagt. Vielleicht liebte sie diese Zurückhaltung; vielleicht fand dieselbe einen Widerhall in ihrem eigenen Herzen. Mary fühlte, daß sie Wiedenburg gegenüber nicht den vertraulichen Ton einer Schwester anschlagen könne, wie es ihr George gegenüber so natür-

lich schien. Aber wenn sie hätte sagen sollen, weshalb sie das nicht könne, so wäre es ihr gewiß schwer oder unmöglich gewesen. Wenn sie vielleicht zufällig bemerkte, daß Wiedenburg in einem unbewachten Augenblick sie aufmerksam und mit einer gewissen Träumerei betrachtete, so versuchte sie entweder zu thun, als habe sie es nicht bemerkt, oder sie erröthete. Aber ihn zu fragen, wie sie es bei George gethan haben würde: „Was sehen Sie mich an? Was denken Sie?" das wäre ihr unmöglich gewesen.

Es war ein Zufall, daß Mr. Hywell mit seiner Tochter gerade an dem Tage auf Garika eintraf, an welchem dort ein so wichtiges Ereigniß stattgefunden. George hatte seinem Pflegevater natürlich keine Nachricht senden können, da er nicht wußte, wo sich derselbe befand. Mr. Hywell war ohne jede Anfechtung nach Tiflis gelangt, auf Grund der Empfehlungsbriefe aus Urmiah überall mit Zuvorkommenheit behandelt. In Tiflis selbst hatte man ihm gesagt, daß es unmöglich sei, ihm ein sicheres Geleit durch den Kaukasus zu geben, denn man sah einen Angriff Schamyl's voraus. Man rieth ihm deshalb, durch Georgien und Mingrelien, über Kutais nach Poti oder einem andern Punkt der Küste zu reisen und sich von dort aus mit einem Schiffe der englischen Flotte in Verbindung zu setzen. Im Uebrigen behandelte

man den alten Herrn mit großer Artigkeit. Noch hatte ja die russische Marine nicht die empfindlichen Verluste erlitten, die Rußland später so bitter gegen England stimmten; noch glaubte man in Tiflis so gut wie in Petersburg, daß die Demonstration für die Türkei so ernst nicht gemeint sei.

Natürlich nahm Mr. Hywell seinen Weg über Garika, das nur wenige Stunden von der großen Straße nach den westlichen Provinzen entfernt lag. Er hoffte dort entweder George selbst zu treffen oder etwas von ihm zu erfahren. Im Falle George jedoch noch nicht in Garika eingetroffen war, wollte sich auch Mr. Hywell dort nicht aufhalten. Er sehnte sich nach Ruhe, nach dem Aufenthalt in Gegenden, die ihm erlaubten, daran zu glauben, daß Mary nun endlich in Sicherheit sei; denn sein aufgeregtes Gemüth sah noch überall Schrecknisse. Da er in Tiflis gar nichts über Garika vernahm, so vermuthete er, George sei dort noch nicht angekommen. Er wollte jedoch den Versuch machen und sich in Garika erkundigen und war, von einem Dutzend Kosaken begleitet, dorthin aufgebrochen. Der kriegerische Empfang, der ihm und seinen Begleitern zu Theil geworden, die Flintenläufe, die sich ihnen entgegenstreckten, hatten ihn nicht wenig überrascht. Glücklicherweise hatten die Kosaken, die nicht weniger erstaunt waren, sich ohne Widerstand erge-

ben, da ihre Pistolen nicht einmal geladen waren, und wenige Augenblicke später hatte Mr. Hywell ein donnerndes Hurrah gehört und Johnny war ihm mit glühendem Antlitz entgegengestürzt gekommen.

Das Alles erzählten sich die Männer in dieser ersten Nacht ihres Wiedersehens. George, vor Freude und Stolz glühend, schilderte die Erlebnisse des Tages in den rosigsten Farben, und da Mr. Hywell und Wiedenburg in Tiflis eine gedrückte Stimmung und unruhige Aufregung gefunden hatten, so waren sie geneigt, zu glauben, daß ein allgemeiner Aufstand im Lande — und von einem solchen sprach George — unterstützt von den Türken und Schamyl, zur Vertreibung der Russen führen könne. Doch wollte Mr. Hywell nichts davon hören, länger als einige Tage zu bleiben.

Während dieser Unterredung ging Alia Wassi, der vielleicht trotz seiner weißen Haare noch erregter war als George, ab und zu, um George Nachrichten zu bringen oder zu hören, was er zu dieser oder jener Maßregel meine. In allen Dörfern und Weilern war, wie der heißblütige Greis meldete, das Banner von Garika mit Jubel begrüßt und Zuzug in Masse verheißen worden; der kluge Feind der Russen hatte nämlich schon wochenlang vorher garikanische Banner nach dem Muster dessen, das sich in Garika befand, anfertigen lassen, über-

zeugt, daß dasselbe überall einen mächtigen Eindruck hervorrufen werde. Daniel hatte sich früh zurückgezogen. Das einfache, schlichte Wesen Mr. Hywell's und Wiedenburg's schien ihm keine hohe Meinung von den Freunden seines Bruders gegeben zu haben; er liebte den Pomp und äußern Schein. Auch die Schönheit Mary's war ihm gar nicht aufgefallen. Er bedurfte glühender Augen und verlockenden Lächelns, um angeregt zu werden.

Der Morgen war nicht fern, als die Männer sich trennten. Es war vorher zwischen ihnen bestimmt worden, daß sich Mr. Hywell und Mary unter der Führung eines ergebenen Dieners nach Dari begeben sollten, denn Garika war kein Aufenthalt für Mary, da es zu einer Festung eingerichtet werden sollte, während Dari dazu bestimmt war, neutral zu bleiben. Wiedenburg sollte an dem Zuge nach Kureli Theil nehmen. Mr. Hywell, vorsichtig besorgt für die Sicherheit seines jungen Freundes, hatte davon abgerathen; es schien, als traue er dem Frieden nicht recht und wolle Wiedenburg nicht den Russen gegenüber compromittiren. Aber George bestand darauf, einen Zeugen seiner ersten Waffenthat zu haben, und Wiedenburg, der George's Pläne mit dem Eifer einer jugendlichen, der Freiheit ergebenen Seele auffaßte, willigte gern ein.

Es war in aller Frühe des andern Tages — Ge-

orge hatte nur die Augen geschlossen, nicht geschlafen — als das Signal alle diejenigen, die Alia Wassi zur Theilnahme an der Expedition nach Kureli bestimmt hatte, auf dem Schloßhofe von Garika vereinigte. Es war eine Schaar von vierzig Reitern, gut bewaffnet, in gewissem Sinne das Elitecorps der Garikaner. Daniel übernahm das militärische Commando der ganzen Truppe; George führte die eine Hälfte, Alia Wassi die andere an. Ehe der Zug den Schloßhof verließ, hatte George die Freude, Mary an dem Fenster ihres Zimmers erscheinen zu sehen. Er grüßte hinauf und legte die Hand aufs Herz. Wiedenburg beobachtete ihn aufmerksam, und sein Gesicht wurde ernst. Er sah noch, wie Mary, als sie ihn bemerkte, ihrem Vater, der neben ihr stand, ein lebhaftes Zeichen machte, als wolle sie ausdrücken, er möge Wiedenburg zurückhalten. Aber der Zug verließ das Schloß. Wiedenburg blieb lange ernst. Wieder trat die alte Frage an ihn heran, ob Mary George liebe, und er glaubte sie mit Nein beantworten zu müssen. Er fragte sich auch, ob Mary in diesem Lande glücklich sein würde, wenn George's kühnste Pläne in Erfüllung gingen und er der Bruder eines Königs und der Gatte Mary's würde. Er vermochte sich keine Antwort darauf zu geben. Aber es war ihm doch in seinem tiefsten Innern, als könne das nicht sein, als müsse Mary in einem Lande leben, in

welchem so viel Reiz und so holde Anmuth nach ihrem ganzen Werthe gewürdigt würden. Doch legte er sich aufs neue das Gelübde ab, jetzt um so vorsichtiger zu verbergen, was er selbst für sie fühlte. Wenn George's Pläne gelangen, wenn Mary das glänzende Loos, das George ihr dann anbieten konnte, annahm, weshalb sollte er sich denn nicht freuen, Mary glücklich zu wissen?

„Sie haben doch nicht Furcht?" rief George, als er das ernste Gesicht Wiedenburg's sah. Dieser lächelte. „Verzeihen Sie!" fügte George sogleich hinzu. „Ich brauche mich nur an die Kurden zu erinnern, um zu wissen, was Ihre Hülfe werth ist! Bleiben Sie hier! Sie sollen mit mir General der Garikaner sein!"

„Wenn dies meine Heimat wäre, so würde ich handeln wie Sie", sagte Wiedenburg, ernst in das Antlitz George's blickend, das von Muth und Zuversicht strahlte. „Aber meine Heimat hat auch ein Recht an mich. Dieser Zug soll, so Gott will! die Abenteuer beschließen. Ich muß zurück nach Wien, wo mich ein Leben voll einförmiger und angestrengter Arbeit erwartet. Ich betrachte diesen Zug als den Schluß einer bewegten Jugend. Nun beginnt der ganze rauhe und bittere Mannesernst!"

„Wir werden ihn hier auch noch nöthig haben!" sagte George. „Aber jetzt heißt es mit vollen Segeln in das Meer der Zukunft hineinsteuern, um hier aber-

mals das goldene Vließ zu finden, das die Argonauten auf diesem Boden entdeckten. Was halten Sie von meinem Brnder, Wiedenburg? Ich gebe viel auf Ihr Urtheil."

Wiedenburg zuckte die Achseln. Daniel, der bald mürrisch, bald stolz war, wenig mit George und ihm selbst sprach und darüber zu schimpfen begann, daß dieser Garikaner den Säbel zu hoch, jener zu niedrig geschnallt, war allerdings nicht ein Mann nach seinem Sinne. George erzählte ihm darauf ebenso leise, wie er seine Frage gethan, und in englischer Sprache, die Daniel nicht verstand, das Verhältniß seines Bruders zu Sophia. Wiedenburg schüttelte den Kopf.

„Seien Sie auf Ihrer Hut, George!" sagte er. „Nach Allem, was ich sehe, sind Sie diesem Bruder nicht willkommen, und seit ich weiß, daß nur Eifersucht und beleidigte Eitelkeit ihn zu diesem Kampfe auf Leben und Tod gedrängt, fürchte ich, daß er in einem gefährlichen Momente die Farbe wechseln wird. Versprechen Sie mir, daß Sie die Augen offen halten und dieses Land verlassen wollen, sobald Ihnen der Ausgang bedenklich erscheint."

„Nimmermehr!" rief George. „Ich siege oder ich sterbe! Ich sollte diese Männer verlassen, die ich zum Aufstande angefeuert? Das können Sie mir nicht im Ernst rathen!"

„Doch! Es war Ihr Bruder, der das Signal zum Ungehorsam gegen die Russen gegeben“, sagte Wiedenburg. „Mit den Russen mögen Sie kämpfen. Aber wenn nun Verrath im Innern sich gegen Sie wendet, wollen Sie dann thöricht genug sein, an dem Unmöglichen festzuhalten? Das wäre nicht mehr Muth, sondern die Tollkühnheit der Verzweiflung. Wenn hier nichts mehr zu hoffen ist, können Sie anderswo noch wirken!“

„Sprechen wir nicht davon!“ rief Georg hastig. „Verrath im Innern! Unmöglich! Nein, ich bleibe auf jeden Fall! Ich will nicht schwarz sehen, ich will es nicht. Ich bin glücklich und will es bleiben! Mein Herz soll nur mit dem Tode aufhören, diese Wonne zu genießen.“

Der schöne uud an mannichfaltigen Reizen reiche Weg nach Kureli wurde in wenigen Stunden zurückgelegt, da die guten Pferde der Reiter wacker ausgriffen. Kureli, eine kleine Stadt, einst zum Gebiet der Herrscher von Garika gehörig, lag auf einem Hügel. Sie war früher befestigt gewesen, aber schon seit einem Jahrhundert lagen die Umfassungsmauern in Trümmern. An eine dieser Mauern, die etwas weniger gelitten, lehnte sich die neue russische Dragonerkaserne, deren Vorhof durch eine Mauer von der Stadt getrennt war. Die kleine Reiterschaar hielt vor der Stadt im Walde; man überlegte. Alia Wassi theilte mit, daß er bereits gestern einen

Boten nach Kureli gesandt, mit dem Auftrag, die waffenfähigen Männer möchten sich so gut als möglich bewaffnen und auf das erste Zeichen eines Angriffs herbeieilen. Diejenigen, denen Alia unbedingt vertrauen konnte, hatten außerdem noch die Weisung erhalten, sobald sie die Reiterschaar herannahen sähen, sich auf den Hof der Kaserne zu begeben und das Schließen des Thors im Nothfall mit Gewalt zu verhindern. Es waren nur wenige Dragoner zurückgeblieben. Selbst wenn sie Widerstand leisteten, durfte man hoffen, sie bald zu bewältigen, und insgeheim wünschten Alia und George diesen Widerstand, um zu erproben, wie die Garikaner kämpfen würden. Uebrigens hatte diesen die Entwaffnung der Kosaken am vergangenen Abend bereits Muth gemacht.

Die erste Waffenthat! Man sah es an dem Erbleichen und Erröthen George's, wie aufgeregt er war. Auch Daniel schien unruhig zu sein, und selbst Alia's Mienen wurden ernster. Nachdem man eine Zeit lang die Stadt und die Kaserne genau beobachtet und nichts Auffälliges bemerkt, setzte sich die Schaar in Bewegung und näherte sich auf einer Seite, auf welcher sie von der Kaserne aus nicht gesehen werden konnte, der Stadt. Die Einwohner von Kureli kamen ihnen, sobald die Schaar sichtbar geworden, mit Jubelgeschrei entgegengestürzt, und der Ruf: „Es lebe Daniel, der König von Garika! Es lebe Prinz

Giorgi! Nieder mit den Russen!" ertönte auch hier so enthusiastisch wie in Garika und Dari. Viele trugen bereits Waffen. Alia wechselte einige Worte mit denen, die er genauer zu kennen schien.

„Nun, wir haben leichtes Spiel!" rief er dann. „Von dem Dutzend Dragoner, das zurückgeblieben ist, ist die Hälfte ausgezogen, um zu fourragiren. Wir wollen ohne weiteres auf den Hof sprengen!"

Und er galoppirte voraus. Die Schaar folgte. Ein einziger Schrei schien ganz Kureli zu erschüttern. Vor allen Häusern standen Männer, Frauen, Greise, Kinder und riefen ihr Lebehoch. Der Dragoner, der mit gezogenem Säbel vor dem Thor der Kaserne auf und ab ging, stutzte, trat zurück und wollte das Thor schließen. Aber in demselben Augenblick warfen sich einige Männer, die sich schon lange in seiner Nähe gehalten, auf ihn und wanden ihm den Säbel aus der Faust. Das Banner von Garika entfaltend, sprengte Alia Wassi auf den Hof, auf dem kein Soldat zu sehen war. In der nächsten Minute war der Hof von der Reiterschaar und den Bewaffneten von Kureli gefüllt.

„Ergebt Euch!" rief Alia den wenigen Dragonern zu, die an die Fenster der Kaserne geeilt waren. „Widerstand ist nicht möglich. Das ganze Land ist im Aufstand! Tod Jedem, der die Hand gegen uns erhebt!"

Dennoch fielen zwei Schüsse aus der Kaserne und einer von den Garikanern, ein junger schöner Mann, stürzte mit einem Schrei vom Pferde. Aber sein Fall war nur das Zeichen zum wildesten Wuthausbruch. Die Garikaner schossen ihre Pistolen gegen die Fenster ab, die Bewaffneten von Kureli drangen durch die Thür. Andere, die von hinten in die Fenster der Kaserne eingedrungen, vereinten sich mit ihnen. Nach einigen Minuten waren die wenigen Dragoner gefangen genommen. Nur einer, der verzweifelten Widerstand leistete und sich rühmte, den jungen Garikaner erschossen zu haben, wurde niedergemetzelt. Es war ein Sergeant und in Abwesenheit des Majors und der andern Offiziere der Commandant der Kaserne.

Die Gefangenen wurden gebunden; man suchte nach Waffen. Die Kaserne enthielt nicht unbedeutende Vorräthe an Säbeln, Karabinern, Pistolen und Munition. Außerdem befand sich auf dem Hofe ein kleines leichtes Feldgeschütz, zu welchem die vollständige Munition vorhanden war. Alia Wassi jubelte namentlich über diese letztere Beute. Ein Geschütz! Er wußte, welchen Eindruck dies auf die Garikaner machen würde. Bald darauf sah man die Fourrageurs langsam aus dem Thal nach der Stadt heraufkommen. Auch sie wurden umzingelt und entwaffnet. Wiedenburg bemerkte, daß Alia Wassi

hierbei und bei allen seinen Anordnungen eine Klugheit und einen Scharfblick zeigte, die einem erfahrenen Militär Ehre gemacht haben würden.

So war diese erste Waffenthat glänzend beendet. Ein Geschütz, zahlreiche Waffen und Munition waren erbeutet, zwölf Gefangene gemacht worden! Auf der Kaserne wehte das Banner von Garika, und Alia Wassi traf Vorkehrungen, dieselbe besetzen und befestigen zu lassen. Denn Kureli bildete im Falle eines ersten Mißlingens einen vortrefflichen Stützpunkt für den Rückzug nach dem westlichen Theil des Landes. Der Hauptvortheil aber war, daß der Ruhm dieser Waffenthat sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Land verbreiten würde. Die Einwohner von Kureli hatten gezeigt, daß sie die Russen haßten, die Enkel ihrer frühern Könige liebten und Muth besaßen. Mehr als hundert ihrer Männer erklärten sich bereit, Daniel Garika überallhin zu folgen; fünfzig schlossen sich sogleich der rückkehrenden Schaar an. Den getödteten Garikaner trug man im Triumph nach seiner Heimat.

Ein Bote, der die Nachricht brachte, daß auf Garika nichts Besonderes vorgefallen sei, begegnete den Rückkehrenden und meldete, daß die Fremden sich nach Dari begeben hätten. Darauf hin beschlossen George und Wiedenburg, nach Dari zu reiten und Mr. Hywell und

seine Tochter dort zu begrüßen. Daniel erbot sich, ihnen den Weg zu zeigen; vielleicht wollte er auch nur Sophia wiedersehen. Man ritt scharf nach Dari und langte wenige Minuten nach der Ankunft Mr. Hywell's, seiner Tochter und Johnny's dort an. Daniel und George baten Nina, sich Mary's anzunehmen. Auch Sophia zeigte sich. Sie zuckte spöttisch die Achseln, als Daniel, nicht ohne Uebertreibung, ihr die Waffenthat von Kureli mittheilte. Doch war sie aufmerksam gegen Mary und freundlich gegen George.

Die nächsten Tage vergingen für George in einer Aufregung und Spannung, wie nur so außerordentliche Verhältnisse sie erzeugen konnten. Es schien in der That, als ob Alles den Aufstand begünstige. Täglich kamen Hunderte von Streitern aus allen Theilen des Landes, namentlich aus den westlichen Gegenden. Die Türken sendeten die Botschaft, daß sie Waffen schicken und sobald als möglich ein Corps detachiren würden, das mit den Garikanern gemeinschaftlich handeln solle. Von den Russen hörte man nichts. Auf allen Punkten bedrängt, mußten sie für den Augenblick zufrieden sein, sich in ihren Stellungen zu behaupten. Schon waren über zweitausend Streiter in Garika versammelt, und die herbeiziehenden Schaaren verkündeten, daß sie nur einen Vortrab für diejenigen bildeten, die nachkommen würden.

Die Inspection dieser Streiter, die Sorge für Bewaffnung und Unterhalt nahmen Alia's und George's ganze Kraft und Zeit in Anspruch. Daniel war zu solchen Dingen unbrauchbar. Er verbrachte seine Tage damit, von einem Ort zum andern zu reiten und sich huldigen zu lassen. Einzelne seiner eigenmächtigen Anordnungen konnten Alia und George nur mit Mühe rückgängig machen. Es zeigte sich mehr und mehr, daß er ein Despot sei. Er brauste auf und drohte mit dem Degen, wenn nicht augenblicklich Alles nach seinem Willen geschah. Es war also dem Bruder und Alia ganz recht, wenn sich Daniel von Garika fern hielt. Die größte Sorge des neuen Königs war, seine Truppen womöglich zu uniformiren. Aber das ließ sich nicht thun. Daniel, sonst ziemlich mäßig, trank jetzt viel. Er schien sich betäuben zu wollen. Es fehlte ihm die Begeisterung, die den Sieg erwartet und im Falle einer Niederlage den Tod für ein Glück hält. Gegen George blieb er kalt; es verdroß ihn, daß man diesem ebenso viel, ja mehr Ehre erwies als ihm. Alia schien er zu fürchten. Er fügte sich den Anordnungen desselben, aber nur grollend. Seine Miene verrieth, daß er den Augenblick herbeisehne, in welchem er sich dieses lästigen Dieners entledigen könne.

Vom Sonnenaufgang bis zum Spätnachmittag inspicirte George die Truppen und übte sie im Waffen-

dienst. Mr. Hywell und Wiedenburg leisteten ihm oft dabei Gesellschaft. Dann aber, pünktlich um dieselbe Zeit, ritt George hinüber nach Dari, um Mary und seine Schwester zu besuchen.

So unruhig es in Garika geworden, so still und friedlich war es in Dari geblieben. Sophia hatte ihren Wunsch, nach Tiflis geleitet zu werden, zuweilen wiederholt, doch ohne Drängen. Die Anwesenheit Mary's brachte Abwechselung in das bis dahin einförmige Dasein, und Sophia zeigte sich der jungen Engländerin von ihrer liebenswürdigsten Seite. Es schien, als wolle sie auf die Fremden einen möglichst guten Eindruck machen, und da ihr Wille von einem Geiste unterstützt wurde, der blendete, ohne freilich tief zu sein, so gelang ihr dies, wenigstens bei Mary, die viel zu unbefangen war, um den Charakter Sophia's von vornherein durchschauen zu können. Auch war Mary so froh, endlich einmal wieder in der Umgebung von Wesen zu sein, die wenigstens im Allgemeinen den Ansprüchen genügten, die sie an Frauen stellte, daß sie unwillkürlich Manches übersah, was ihrem feinen Gefühl sonst mißfallen haben würde. Eigenthümlich war es für den Beobachter, die einfache, seit den letzten Tagen sehr traurige Nina, die sanfte, anmuthige Mary mit ihren schönen und regelmäßigen Zügen und die lebhafte, aufmerksame und

gesprächige Sophia auf der Terrasse sitzen oder promeniren zu sehen. Offenbar fühlte Sophia in Mary die edlere, reinere Natur und bemühte sich, dieselbe durch Geist und Lebendigkeit wenigstens für Minuten zu überflügeln. War Daniel nicht zugegen, in dessen Gegenwart Sophia gewöhnlich einen bittern und verletzenden Spott über die „neuen Könige und Weltverbesserer" anstimmte, so entwickelte sich meist zwischen Sophia und Mary auf der einen und Wiedenburg und George auf der andern Seite eine lebhafte und angenehme Unterhaltung. Dann ließ Sophia ihren Geist sprühen und wußte auch Mary zum Scherz mit fortzureißen. Sie schien nicht übel Lust zu haben, Wiedenburg und George in ihre Fesseln zu schlagen, und verrieth, als ihr dies trotz der Aufmerksamkeit, die ihr die Herren bezeigten, nicht recht gelingen wollte, ihren Unmuth durch feinen Spott über die Männer, die nur Idealen nachjagten. Mit ihrem scharfen Blick schien sie bemerkt zu haben, was Mary selbst vielleicht nicht wußte, daß diese für Edmund Wiedenburg mehr fühlte als für George, und sie deutete einmal an, daß es lächerlich sei, den Phantomen von Ruhm und Glanz nachzujagen und sich inzwischen das irdische Paradies einer schönen Frau durch einen Andern rauben zu lassen. Aber George war zu einfachen Sinnes, um darauf zu achten, ja, es muß

gesagt werden, auch in ihm, dem Manne von so edlem Geiste, schlummerte etwas von jenem orientalischen Selbstbewußtsein und aristokratischen Stolze, der an keinen Nebenbuhler denkt. Zwar achtete er Wiedenburg sehr hoch, aber ob er im Ernst glaubte, daß Mary den einfachen Kaufmann ihm, dem Enkel von Königen, der jetzt im Glanze seiner Abstammung und der ersten Erfolge prangte, vorziehen könne, wir bezweifeln es. Wenn er schüchtern, befangen, unsicher gegenüber Mary war, so erklärte sich dies einfach aus dem Verhältnisse, in welchem er bisher zu ihr gestanden, und aus der ungemeinen, schwärmerischen Verehrung, die er für sie fühlte. Mary schien ihm zu schön, zu hoch für jeden Mann. Die Nähe eines Nebenbuhlers würde ihm vielleicht eher Muth gegeben, sein Selbstbewußtsein gereizt haben. Gerade jetzt aber war das Betragen Wiedenburg's so ruhig, so zurückhaltend, daß George's Eifersucht vollkommen in den Schlaf gewiegt wurde. Ob ihn Mary liebe, daran zweifelte er. Daß sie ihm Wiedenburg vorziehen könne, daran dachte er nicht.

Am liebsten war er mit Mary allein, führte sie durch den Park, sprach mit ihr von der Vergangenheit, mehr noch von den Plänen für die Zukunft. Mary lauschte ihm mit Aufmerksamkeit und ging mit aufrichtiger Theilnahme, mit schwesterlicher Innigkeit auf seine

Pläne ein. Sie wußte, wie sehr sie von ihm geliebt wurde, aber sie dachte an keine andere Liebe als diejenige des Knaben, mit dem sie in England auf dem väterlichen Landgut durch Feld und Wald gestreift war. Sie kannte sein treues, aufrichtiges Gemüth, und sie wußte, daß sie lange von ihm getrennt würde, vielleicht für immer, denn wer konnte voraussehen, welchem Schicksal George entgegenging! Das gab ihrem Wesen, wenn sie mit ihm allein war, eine hingebende Weichheit und Innigkeit, die George mit Entzücken und Zuversicht erfüllte und selbst Wiedenburg, wenn er sie zuweilen aus der Ferne beobachtete, täuschte. Es schien dem jungen Deutschen jetzt, als ob er das Gefühl Mary's für George doch nicht richtig beurtheilt habe, oder als ob das, was früher nur Freundschaft gewesen, jetzt allmälig in ein innigeres Gefühl übergehe. Aber so schwer diese allmälig wachsende Ueberzeugung auf ihm lastete — denn jetzt erst recht fühlte er, wie theuer ihm Mary war — so zeigte sich der Druck, der sein Herz beschwerte, doch nur in seinen mehr als gewöhnlich ernsten Zügen und in dem Wunsche, den er jetzt öfter als früher gegen Mr. Hywell aussprach, daß er nun bald in Wien sein und über unablässiger Arbeit dieses bunte, schillernde Wanderleben vergessen möge. Wiedenburg gehörte zu den seltenen Naturen, die von Grund des Herzens bescheiden

sind und bei Andern zuerst die Vorzüge, bei sich selbst die Schwächen sehen. Wenn George's Pläne glückten, was war er dann im Vergleich mit dem schönen, von der Natur so reich begabten George? War ihm George nicht ohnehin schon überlegen? Wie nun erst, wenn ihn Reichthum, Glanz und der Lorbeer des Sieges schmückten? Sein Herz flüsterte ihm wohl zuweilen zu, daß dies Alles für ein Wesen wie Mary keinen Reiz habe, aber sein Verstand sagte ihm immer wieder, daß George auch an und für sich liebenswürdig sei, und daß nur die Eifersucht ihm einflüstern wolle, sie werde hier nicht glücklich sein, sich nicht in diese ihr so fremden Verhältnisse finden können.

Indessen sollte das, was diesen Tagen in George's Augen den höchsten Reiz verlieh, die Anwesenheit Mary's, nicht mehr lange währen. Mr. Hywell bestand zu George's Verzweiflung fest auf seinem Vorsatze, an einem bestimmten Tage nach der Küste aufzubrechen. Es war allgemein bekannt, daß einige englische Schiffe dort fortwährend kreuzten. Mit diesen war eine Verständigung leicht möglich, und Mr. Hywell sehnte sich zu sehr danach, wieder auf englischem Grund und Boden — und darunter verstand er auch ein englisches Schiff — zu sein, um nicht an seinem Entschlusse festzuhalten. Die Möglichkeit eines russischen Ueberfalls konnte George,

so sehr er auch von seinem Siege überzeugt war, nicht in Abrede stellen. Und welchen Gefahren waren dann die Damen und namentlich Mary, die Tochter eines Engländers, den man jetzt gewiß für einen Bundesgenossen George's hielt, ausgesetzt! George sah ein, daß er Mr. Hywell und Mary nicht länger zurückhalten könne.

Es war an einem Sonnabend. Am nächsten Montag sollte Mary mit ihrem Vater und Wiedenburg Dari verlassen. Eine starke Schaar Garikaner sollte sie bis Kutais, im Nothfall bis zur Küste geleiten. Jetzt gerade war George's Anwesenheit in Garika durchaus nothwendig. Es hieß allgemein, daß die Tschetschenzen, nachdem sie heiß mit den Russen gefochten, sich den Karassu hinaufzögen. Man konnte also die Ankunft einer Schaar von Tschetschenzen täglich erwarten, und noch wußte man nicht, wie dieselben sich zu den Garikanern stellen würden. George mußte also auf die schmerzliche Freude verzichten, Mary am Montag noch eine Strecke weit zu geleiten. Die Minuten, die er in Mary's Nähe zubringen konnte, wurden kostbar. Und sollte er sie nicht benutzen? Sollte er das entscheidende Wort nicht wagen?

Man war am Spätnachmittag auf der Terrasse von Dari versammelt gewesen. Daniel's Anwesenheit hatte die Unterhaltung gestört; Sophia, durch einige seiner Aeußerungen beleidigt, hatte sich zurückgezogen. George

hatte die eingetretene Verstimmung benutzt, um Mary zu einem Spaziergang im Park aufzufordern. Sie nahm seinen Arm und beide schritten durch die prachtvolle Waldlandschaft. George war verlegen, glühend. Mary hing so vertraulich, so innig an seinem Arm — sollte er nicht sprechen? Sollte er später schreiben? Wozu, wenn es jetzt nur eines kühnen Wortes bedurfte? Er sprach von der Schönheit der Gegend.

„Mary“, sagte er, „ich weiß, auch Sie finden dieses Land schön. Für mich ist es schöner als jedes andere. Es ist mir die Heimat. Wenn es mir gelingt, dieses Land frei zu machen, wenn der Kampf vorüber ist, wollen Sie dann nicht einmal mit Ihrem Vater hierher zurückkehren und sich an meinem Glücke freuen?“

„Es wird ein weiter Weg sein, George“, antwortete Mary lächelnd. „Und Papa, glaube ich, reist sobald nicht wieder. Ich denke, Sie kommen dann fürs erste einmal nach England!“

„Aber Sie gestehen doch, daß auch Sie in diesem Lande glücklich sein könnten?“ rief George.

„Ja“, antwortete Mary, „aber jetzt — ich bin offen, lieber George — jetzt sehne ich mich nach England.“

„Gewiß!“ rief George. „Ich meine auch nicht, daß Sie allein hier sein sollten, ich meine, Ihr Vater, Ihre

Freunde, diejenigen, die Sie liebten, müßten hier sein. Dann würde es Ihnen doch auch hier gefallen, selbst wenn Sie denken müßten, den größern Theil Ihres Lebens hier zuzubringen. Denken Sie, welches Glück, welchen Segen Sie hier verbreiten könnten, welche Verehrung diese einfachen Menschen für Sie empfinden würden! Hier, Mary, hier könnten Sie eine Fee, eine Göttin sein. Vielleicht wäre es hier doch noch schöner als in England!"

„Sie übertreiben, George, wie immer!" rief Mary lächelnd. „Ich würde hier nichts sein, als was ich in England bin, ein unbeachtetes Mädchen, ein Mädchen, dem wohl ist, wenn es nicht bemerkt wird, und das sich vollkommen mit der Zärtlichkeit seines Vaters und mit der treuen Anhänglichkeit einiger Freunde begnügt."

„Mary, Sie sind zu gut, zu bescheiden!" sagte George. „Aber denken Sie nun — verzeihen Sie mir, daß ich davon spreche! — wenn einmal die Zeit käme, in der Sie allein stehen, in der Ihr Vater —"

„O still, George", bat Mary, „ich habe in der letzten, so bösen Zeit leider so oft daran denken müssen! Jetzt will ich es nicht mehr! Wie ich das ertragen würde, ich weiß es nicht. Gott wird mich lehren auszuharren!"

Sie neigte den Kopf und ihr Gesicht wurde so ernst,

daß George es nicht wagte, sogleich weiter zu sprechen. Er hätte daran anknüpfen können, daß ihr dann sein Herz und seine Hand zur Seite stehen würden, aber er wollte einen Gedanken nicht weiter ausspinnen, der Mary traurig stimmen mußte. Schweigend ging er weiter und suchte nach einem Gegenstande, die Unterredung wieder aufzunehmen. Da hörte er, daß man ihn rief. Es war David, der George meldete, es sei ein Bote aus Garika gekommen, der Alia's Wunsch überbringe, Daniel und George möchten so bald als möglich zurückkehren.

„So muß ich heute zurück!" sagte George mit trüber Miene. „Adieu, Mary! Morgen sehen wir uns!"

„Adieu, George!" antwortete Mary, vertraulich ihre Hand in die seinige legend. „Auf morgen denn!"

„Es wird der letzte Tag sein!" sagte George. „Und wer weiß, ob wir uns sehen. Ich bin nicht mehr mein freier Herr, Mary! Ich muß an meine Pflichten denken!"

Er versuchte zu lächeln, aber fast schien es, als wollten ihm die Thränen in die Augen treten.

„Nun, sei dem, wie ihm wolle!" fuhr er, sich ermannend fort, „ich hoffe, Mary Hywell wird mich nicht vergessen!"

„Aber George!" rief das junge Mädchen, ihn fast verwundert anblickend. „Ich Sie vergessen, meinen Bruder George!"

Es war das erste Mal, daß Mary wieder das Wort „Bruder" gebrauchte, mit dem sie den Schützling ihres Vaters früher in England oft genannt. Und es geschah so warm und herzlich, daß George sie voll und freudig ansah.

„Nein, Mary wird denjenigen nicht vergessen, der für sie ebenso gern wie für sein Vaterland das Leben hingäbe!" rief George. „Und wenn ich nun schreibe, Mary, oder wenn ich Sie wiedersehe —"

„Da ist ja George!" unterbrach der hinzutretende Mr. Hywell den Redenden, dem das Geständniß seiner Liebe auf den Lippen schwebte. „Man sucht Dich überall, George. War David nicht bei Dir?"

„Er ging so eben von mir!" antwortete George, und einen Augenblick stand er zögernd und überlegend, ob er nicht in seinem Geständniß fortfahren solle. Doch nein — wie war das möglich? Wußte er denn, ob Mary ihn liebe? Aber er konnte sich nicht enthalten, ihre Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, zu küssen.

„Es sieht ja aus, als ob Ihr schon Abschied nähmet!" sagte Mr. Hywell. „Sehen wir uns denn nicht morgen?"

„Ich hoffe es!" antwortete George. „Aber wer kann es wissen! Wir sind im Kriege, lieber Vater! Heute roth, morgen todt!"

„Ich hoffe, George, Du wirst an Deine Sicherheit denken, wenn Du einsehen solltest, daß nicht Alles so glückt, wie Du jetzt denkst!“ sagte Mr. Hywell ernst. „Ich habe mit Wiedenburg darüber gesprochen, und er theilt meine Ansicht, daß es Dich nicht schänden würde, wenn Du Dich zurückziehst, sobald Du keine Hoffnung mehr hast. Natürlich nur dann!“ fügte er mit Entschiedenheit hinzu, denn er war ein Mann von strenger Ehre und hohem Pflichtgefühl.

„Wiedenburg's Freundschaft und Ihre Liebe, Mr. Hywell, geben mir diesen Rath, den ich nicht befolgen kann“, antwortete George. „Ich bin es gewesen, der den Funken des Aufstandes in dieses Land geschleudert. Hat Daniel oder Alia auch das erste Wort gesprochen, so war ich es doch, der den Plan entwarf. Nein! Wenn dieser Kampf mißlingt und unsere Niederlage Tausende mit Verderben trifft, so könnte ich nirgends mehr ruhig leben. Nur der Tod im Kampfe kann dann den Fluch mildern, mit dem vielleicht Tausende mich beladen würden. Entweder ich siege, oder ich zeige denen, die mir folgen, daß es mir Ernst bis zum Aeußersten ist, und das kann ich nur zeigen durch den Tod! Doch da sehe ich David wieder, der mich erwartet!“

Er drückte Mary und Mr. Hywell die Hand und eilte fort. Der Engländer sah ihm ernst und gedankenvoll nach.

„Er hat Recht!“ sagte er leise. „Auch Wiedenburg meint, er könnte nur dann fliehen, wenn sich Verrath im Innern erhebt. Ich weiß zwar nicht, woher er den fürchtet, aber Wiedenburg hat einen scharfen Blick. Bei Gott, es würde mich ein Stück Leben kosten, wenn ich diesen Knaben, den ich fast mein nenne, hier kläglich untergehen sehen müßte!“

Mary nahm den Arm ihres Vaters und kehrte mit ihm nach Dari zurück. Sie sah, wie ernst, fast düster das Gesicht ihres Vaters war. Und auch vor ihrem Geist stiegen dunkle Bilder auf. So schwieg sie, in Gedanken versunken.

Wenige Minuten später verließen Daniel und George Dari. Als sie in Garika anlangten, fanden sie Alles dort in großer Bewegung, und schon von fern tönte ihnen die Commandostimme Alia Wassi's entgegen.

Dieser theilte ihnen mit, daß mehrere Corps Tschetschenzen auf dem nördlichen Ufer des Karassu bemerkt worden seien, und daß eine Feuersbrunst, die den Himmel nach Norden zu röthete, wahrscheinlich von einem Dorfe herrühre, das sie angezündet. Man müsse also auf der Hut sein, denn da noch keine Verständigung mit den Führern der Tschetschenzen erfolgt sei, so dürfte man einen Angriff der Tschetschenzen erwarten, die Garika noch für russisches Gebiet hielten. Deshalb hatte Alia aus

Vorsorge die Bewohner der Stadt Garika aufgefordert, sich mit ihren Habseligkeiten nach dem Schlosse zu begeben.

Aber noch von einer andern Seite drohte Gefahr, und zwar eine größere. Mehrere Boten hatten übereinstimmend gemeldet, daß ein Detachement Russen sich auf Nebenwegen Garika nähere. Durfte man den Versicherungen der Boten trauen, so bestand es aus der Schwadron des Majors und einer Abtheilung Infanterie von ungefähr dreihundert Mann. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß man den Major mit der Führung dieses Corps beauftragt habe, da er das Terrain von Garika genau kannte.

Ferner war ein Brief Michael Brazow's angekommen, den ein Bauer überbracht. Der Graf sprach in kalten Worten seine Verwunderung über die Vorfälle auf Garika aus, woher wunderliche Nachrichten nach Tiflis gelangt seien. Er hoffte, so schrieb er, daß Daniel sich bald von der Thorheit eines derartigen Aufstandsversuches überzeugen werde. Inzwischen verlangte er, daß Nina und Sophia nach Tiflis oder wenigstens nach einer Stadt gesendet würden, die nicht im Aufstande sei. Sobald Schamyl sich zurückgezogen haben würde, was in wenigen Tagen der Fall sein werde, da er nirgends die russischen Reihen zu durchbrechen vermöge, werde der Graf

selbst kommen, um sich zu überzeugen, ob man Nina und Sophia aus dem Tumult des Aufstandes in Sicherheit gebracht.

„Nun“, sagte Daniel, „wenn wir seine Frau und seine liebenswürdige Schwester nach Tiflis senden sollen, so muß er wenig Aussicht haben, sie hier wiederzusehen. Entweder die Russen kommen noch gar nicht, oder sie hoffen nicht auf Sieg.“

Inzwischen wurde die ganze Nacht hindurch an den Befestigungen gearbeitet. Die Wachen waren bis weithin in die Wälder geschoben. Auf dem Schloßhofe von Garika und innerhalb der Befestigungslinien, die aus Erdwerken und Palissaden bestanden, lagerten die Bewohner der Stadt Garika. Uebrigens fürchtete man einen Ueberfall der Tschetschenzen nicht so sehr als einen Angriff der Russen. Das Gerücht von dem Aufstande in Garika mußte jedenfalls schon bis zu ihnen gedrungen sein, und es ließ sich nicht annehmen, daß sie gerade diese Stadt plündern würden, da im Osten und Norden genug Ortschaften sich befanden, die sich nicht dem Aufstande angeschlossen. Auch pflegten die Tschetschenzen sehr selten größere Flüsse zu überschreiten. Man konnte sich nicht erinnern, daß sie seit zwanzig Jahren auch nur einmal über den Karassu hinausgegangen.

George schlief nur wenige Stunden. Am Sonntag

Morgen war er bald nach Tagesanbruch mit Alia Wassi auf den Schanzen, die allerdings jetzt im Stande waren, selbst einem starken Angriff zu widerstehen. Einige der klügsten Boten waren in die Wälder ausgesendet worden. Sie kehrten nach einigen Stunden mit der Nachricht zurück, daß ein russisches Corps heranziehe, daß es aus ungefähr dreihundert Mann Infanterie und einer Schwadron Dragoner bestehe, und daß die letztere von dem Major Ombrazowitsch aus Kureli commandirt werde.

Natürlich rief diese Nachricht die größte Aufregung hervor. Der Kampf stand bevor, ein ernster Kampf, wenn man bedachte, daß die Garikaner schlecht bewaffnet und ungeübt waren. Man überlegte, ob man den Russen entgegenziehen und sie im Walde angreifen solle. Alia Wassi aber war der Ansicht, daß es gut sein würde, den Muth der Garikaner nicht sogleich auf eine zu harte Probe zu stellen und sie hinter den Verschanzungen des Schlosses an das Pfeifen der Kugeln zu gewöhnen, ehe man sie zum offenen Kampfe hinausführe. Diese Ansicht schien die richtige. Die Posten wurden bis auf wenige Schildwachen zurückgezogen, die Befestigungen besetzt. Ein Bote eilte nach Dari, um dorthin zu melden, daß man einen Angriff erwarte, daß man aber bei der geringen Zahl der Angreifer mit Sicherheit auf den Sieg zählen dürfe.

Die Tschetschenzen wurden über dem Anzuge der Russen fast vergessen. Nur Alia dachte an sie und sandte einige Reiter nach dem Norden ab, um die Söhne der Berge aufzusuchen, ihnen zu melden, was geschehen, und sie zur Unterstützung Garikas gegen die Russen aufzufordern.

Wie früher bereits angedeutet, war das Schloß von Garika auf allen Seiten, die nördliche ausgenommen, die steil nach dem Karassu abfiel und an deren Fuße die Stadt lag, von Park und Wald umgeben. Deshalb hatte auch Alia die Vertheidigungslinien nicht weit hinausgeschoben, da sie sonst zu ausgedehnt geworden wären. Sie begannen erst unmittelbar am Fuße des Schloßbergs und bei den Terrassen. Zweitausend Mann waren hinreichend, sie zu besetzen, und Alia hatte dafür gesorgt, an jeden bedeutenden Punkt einige der Männer zu stellen, zu denen er Vertrauen haben durfte. Es waren meist solche, die als Milizen schon früher unter russischer Führung im Feuer gestanden.

Das Geschütz war innerhalb des Schloßhofs aufgestellt, sodaß es den Weg, der zum Schloßhofe führte, bestrich. Alia hatte es mit Baumzweigen maskirt und wollte es selbst bedienen. Der Alte commandirte zugleich die äußerste Vertheidigungslinie. George und Daniel commandirten die innern Linien und das Schloß. Johnny,

der nach Garika zurückgekehrt war, nachdem er einige Tage in Dari zugebracht, befand sich bei George, sollte aber, wenn der Kampf ernst wurde, zur Bedienung des Geschützes gebraucht werden.

Als alle diese Vorkehrungen getroffen waren, trat eine tiefe Stille ein. Aller Blicke waren auf den Wald gerichtet. Plötzlich sah man einige ausgestellte Wachen herbeigeeilt kommen. Sie riefen schon von fern, daß die Feinde nahten. Alia feuerte eine Flinte ab, ein Zeichen für die andern Wachen, daß sie sich ebenfalls zurückziehen möchten. Die Stille wurde jetzt lautlos, unheimlich, drückend. George war ruhig, aber bleich. Es war ihm, als ob ein schweres Gewitter am Himmel stände. Und doch hatte der Himmel niemals blauer über Garika geglänzt, und die Sonne strahlte fröhlich auf den Blättern und Blumen.

Einige Minuten darauf sah man Waffen und Uniformen zwischen den Bäumen glänzen. Die Infanterie stellte sich in kleinen Abtheilungen neben dem Wege, der nach dem Schloßthor führte, auf. Die Cavallerie hielt auf einem kleinen freien Platze im Walde. Man sah die Offiziere zusammentreten. Sie beriethen sich und betrachteten die Vertheidigungsanstalten, von denen Garika umgeben war. Viele gebrauchten ihre Fernröhre. Der Major war deutlich unter den Offizieren zu erkennen.

„Das ist er!“ sagte Daniel, zu George tretend und auf Ombrazowitsch deutend. „Wenn er in Schußweite kommt, so ist er verloren. Ich weiß, daß ich ihn treffen werde.“

Bald darauf erschien ein Dragoneroffizier zu Fuß mit einem weißen Fähnlein in der Hand. George, Daniel und Alia gingen ihm bis an die äußerste Vertheidigungslinie, die aus einem niedrigen, mit Gebüsch belegten und mit Baumstämmen befestigten Erdwall bestand, entgegen. Der Dragoner fragte, wer hier der Anführer sei. Daniel nannte sich, nahm das Papier und las es laut.

Es enthielt in russischer Sprache die Ankündigung, daß der Major Ombrazowitsch den Befehl erhalten habe, aufständische Bewegungen, die im Bezirke Garika entstanden sein sollten, zu unterdrücken. Es wurde den Rebellen Straflosigkeit und Verzeihung zugesichert, wenn sie sogleich die Waffen niederlegen und sich nach Hause begeben wollten. Im entgegengesetzten Falle werde die Gewalt der Waffen schonungslos die verletzte Autorität der Russen wiederherstellen.

„Ich denke, wir sind verpflichtet, den Garikanern diese Aufforderung mitzutheilen“, sagte George.

„Bist Du toll? rief Daniel lachend. „Es sind gewiß nicht wenige unter ihnen, denen jetzt das Herz pocht.

Sie möchten von der Erlaubniß Gebrauch machen. Nein, im Gegentheil, wir müssen sagen, die Russen wollten Alles niedermetzeln, Frau und Kind. Das wird sie muthig machen."

„Keins von Beidem!" sagte Alia. „Daniel ist hier Herr. Er allein hat zu entscheiden. Wir antworten den Russen, daß wir ihre unrechtmäßige Herrschaft nicht anerkennen und sie mit Gewalt zurückweisen werden, wenn sie uns mit Gewalt begegnen. Dies ist mein Rath!"

Daniel antwortete demgemäß. Der Offizier hörte ruhig die Antwort.

„Außerdem soll ich noch im Auftrage des Majors Ombrazowitsch privatim die Frage an Sie richten, Prinz Garika", sagte er, „ob die Damen sich noch in Dari befinden, oder ob sie auf dem Wege nach Tiflis sind."

„Antworten Sie, daß meine Schwester hoffentlich in Dari bleiben wird und daß ich mich um die Comtesse Brazow nicht kümmere!" antwortete Daniel spöttisch.

Der Offizier ging mit einer kalten Verneigung zurück. Sobald er dem Major seine Nachricht mitgetheilt hatte, hörte man Commandorufe. Die Infanterie löste sich zu einer Plänklerkette auf. Die Hälfte der Dragoner stieg vom Pferde, um mit dem Karabiner Theil an dem Kampfe zu nehmen. Auch Alia's Commandoworte ertönten.

Es schien die Absicht der Russen zu sein, auf dem Wege, der nach dem Schlosse führte, vorzudringen. Dort war der Hügel sanft geneigt. Aber hier waren demgemäß auch die Vertheidigungswerke am stärksten. Bald fielen die ersten vereinzelten Schüsse aus dem Walde. Durch die Baumstämme gedeckt, rückten die Plänkler langsam vor. Dann wurde das Feuer lebhafter. Alia eilte von Gruppe zu Gruppe. Er befahl, nicht eher zu schießen, als bis die Schützen ihres Schusses sicher seien. Hier und dort antworteten bereits die Flinten der Garikaner. Der Pulverdampf zog langsam durch den Wald. Es war das Vorspiel des Kampfes, der bis jetzt noch einem Manöver glich. Denn noch sah man nirgends einen Soldaten fallen, nirgends noch hörte man den Aufschrei der Verwundeten.

Plötzlich änderte sich die Scene. Der Major war ein guter Taktiker, ein geübter Offizier. Er hatte seine Anordnungen gut getroffen. Auf ein kurzes Signal schlossen sich einige Züge der Plänkler zusammen und eine Schaar von ungefähr hundert Soldaten eilte im Sturmschritt gegen die äußerste Verschanzungslinie. George, der mit Alia alle möglichen Fälle des Angriffs besprochen und auch auf diesen Fall vorbereitet war, rief seinen Garikanern einige Worte zu und eilte Alia zu Hülfe nach der bedrohten Stelle. Unwillkürlich wollten die ganzen Massen

der Vertheidiger sich nach dem bedrohten Punkte wenden, aber einige Commandoworte Alia's, mit donnernder Stimme gerufen, erinnerten die Garikaner an ihre Pflicht. Alia erwartete den Sturm, die Vertheidiger, die sich in seiner Nähe befanden, heranziehend. Schon eilte auch George zur äußersten Vertheidigungslinie nieder.

Das Alles hatte nicht fünf Minuten gewährt. Die Russen, unbeirrt durch das Gewehrfeuer, das sie empfing, warfen sich auf den Erdwall, der nicht über Manneshöhe war. Man sah viele von ihnen fallen, und aus den obern Vertheidigungslinien ertönte Jubelgeschrei, das jedoch verstummte, als die ersten Russen oben auf dem Wall erschienen. Dies war der Moment, den George erwartet. Die besten Schützen hatten für diesen Fall ihre Anweisungen erhalten, und wer von den Russen zwischen dem Gebüsch auf dem Erdwall erschien, fiel, von einer Kugel getroffen, zurück. Johnny stand neben George und feuerte unablässig seine beiden Büchsen ab, die ihm ein Garikaner, den er zu diesem Zweck unterrichtet, mit großer Kaltblütigkeit lud. Man sah keinen einzigen Garikaner zurückweichen. Sie feuerten unerschrocken. Hätten sie bessere Waffen gehabt und besser gezielt, so würden die Stürmenden fast aufgerieben worden sein, denn sie befanden sich zwischen den beiden Li-

nien des Erdwerks, das hier einen Winkel bildete. Aber auch jetzt war ihr Verlust bedeutend genug. Es ertönte das Signal zum Rückzuge, und sobald die Garikaner die Russen zurückeilen sahen, erhob sich ein Jubelgeschrei, das selbst die Flintenschüsse übertönte, die den Fliehenden nachgesandt wurden, und das nicht eher endete, als bis Alia Wassi die Hand erhob, zum Zeichen, daß man schweigen möge.

„Vortrefflich, Giorgi, mein Sohn!“ rief Alia George zu. „Nun haben sie alle Muth. Aber es wird noch besser kommen. Steh’ nur fest auf Deinem Posten da oben, wenn wir uns hier zurückziehen müssen. Denn dahin wird es kommen. Das Ding hier unten ist nicht zu halten. Aber da oben werden sie sich den Kopf zerschellen.“

George kehrte nach seinem ersten Posten zurück. Johnny strich sich vergnügt seinen Backenbart.

„Wird noch anders kommen, Mr. George!“ sagte er. „Aber die Grauröcke da drüben sind zu schwach, und hier die Leute aus Garika haben für junges Volk Muth genug gezeigt. Uebrigens wette ich, daß die Russen genau auf derselben Stelle wieder angreifen. Es ist die bequemste. Nun, dann lassen wir den kleinen Peter spielen.“

Der kleine Peter war das Geschütz, Johnny’s Liebling.

Für zehn Minuten trat nun eine Pause ein. Ueberall hörte man den jetzt gemäßigten Jubel der Garikaner. Alia veränderte seine Maßregeln nicht, nur wurden die Corps, die, gleich der Abtheilung George's, einem vorzugsweise bedrohten Punkte zu Hülfe eilen sollten, verstärkt, sodaß im Nothfall sechs- bis siebenhundert Mann auf einem einzigen Punkte versammelt werden konnten. Alia belobte die Garikaner.

Inzwischen war drüben bei den Russen ein neuer Kriegsrath gehalten worden. Man sah aus der straffen, finstern Haltung der Soldaten, daß ihre Niederlage sie verdroß und daß sie entschlossen waren, sie zu rächen. Bei dem ersten Angriff hatten sie vierzig Mann an Todten und Verwundeten verloren. Die letztern fluchten und schossen, wenn ihnen dies noch möglich war, ihre Flinten gegen die Verschanzung ab. Die Garikaner antworteten mit Schüssen. George verbot es.

Der zweite Angriff begann genau in derselben Weise wie der erste. Die ganze Schaar der Russen löste sich in Plänklerketten auf. Diesmal betheiligten sich sämmtliche Dragoner. George, der von seinem erhöhten Standpunkt die Russen besser überschauen konnte als Alia, bemerkte jedoch, daß die Plänklerketten in der Nähe des Schloßwegs gedrängter blieben. Dies schien darauf hinzudeuten, daß abermals ein Angriff auf den ersten

Punkt stattfinden sollte, wie auch Johnny es schon vermuthet. George ließ Alia durch einen Boten darauf aufmerksam machen.

Das Gefecht wurde jetzt vorsichtiger geführt. Die Russen zielten langsamer und suchten die Verschanzten wirklich zu treffen, während man sie vorher nur hatte beschäftigen wollen. Einmal schien es, als concentrirten sich die Plänkler nach der Gegend der Terrassen hin. Daniel wandte sich mit seinem Corps nach jener Richtung. Plötzlich aber warf sich auf ein gegebenes Signal die ganze Masse wieder nach jenem ersten Punkt, der den Angreifenden die wenigsten Terrainschwierigkeiten bot. Im heftigsten Rennen stürzten die Russen auf den Wall los.

Diesmal war der Angriff so schnell und heftig geschehen, daß ungefähr sechzig Russen zugleich den Wall ersteigen und überspringen konnten, während die andern ihnen auf dem Fuße folgten. Nun mußte der Kampf heftig werden. Jetzt galt es, nicht den Kopf zu verlieren. Ein Theil der Garikaner, mit dem Bajonett angegriffen, wandte sich der obern Vertheidigungslinie zu. Alia warf sich mit ungefähr zweihundert Mann den Eindringenden entgegen, und auch die fliehenden Garikaner standen, als sie sahen, daß es Alia gelang, die Russen aufzuhalten. Trotzdem gerieth die Schaar der Vertheidiger in Verwirrung. Alles drängte von oben her zur Hülfe herbei.

Inzwischen hatten die Russen Zeit gefunden, sich innerhalb der ersten und zweiten Vertheidigungslinie zu formiren. Alia mußte sich zurückziehen. Er gab den Befehl, die erste Vertheidigungslinie zu verlassen. George hielt, sobald er dies bemerkte, seine Garikaner zurück und befahl ihnen, langsam und sicher auf die Russen zu schießen, damit diese durch die Zahl der Fallenden entmuthigt würden. Dann stellte er auf der zweiten Vertheidigungslinie, die so angefüllt war von Bewaffneten, daß die Vordersten kaum laden konnten, die Ordnung wieder her. Johnny postirte sich neben das Geschütz und feuerte von dort aus.

Diesmal war der Verlust der Garikaner bedeutend. Während sich Alia mit seiner Schaar nach der zweiten Linie zurückzog, füllte sich der Raum zwischen beiden Linien mit Todten und Verwundeten. Aber auch die Russen litten bedeutend durch das Feuer der Leute George's, die in die dichten Reihen der Russen nur hineinzuschießen brauchten, um zu treffen. Ombrazowitsch hatte es indessen unzweifelhaft darauf abgesehen, die Verschanzungen zu forciren und auf Menschenleben nicht zu achten. Die Russen drängten vorwärts wie ein gewaltiger Keil. Alles hing davon ab, ob sie mit den Garikanern zugleich in die zweite Vertheidigungslinie eindringen würden, und allerdings schien dies wahrschein-

lich. Dann mußte der Kampf ein verzweifelter werden und es ließ sich noch nicht ermessen, ob die Garikaner, mit Bajonett, Säbel und Pistole von einer geschlossenen und disciplinirten Schaar angegriffen, Stand halten würden.

Da rief Johnny George und dieser Alia einige Worte zu. Der Greis verstand und donnerte seinen Leuten zu, sich nach rechts zu wenden. Johnny stand bei dem kleinen Peter und richtete ihn mit der ruhigsten Miene von der Welt. Durch die Schwenkung Alia's war auf dieser Seite der Raum zwischen der zweiten Vertheidigungslinie und den Russen frei geworden. Ruhig entfernte Johnny die Sträucher, die das Geschütz maskirten und streckte die Lunte aus. Der Schuß donnerte. Das Geschütz war mit kleinen Kugeln, zerhacktem Blei und Nägeln geladen gewesen, da man im voraus eingesehen, daß eine einzelne Stückkugel wenig Wirkung thun werde. Der Erfolg war entsetzlich. Eine weite Lücke öffnete sich in den russischen Reihen und die ganze Schaar schwankte unwillkürlich zurück. Einzelne wandten sich zur Flucht. Inzwischen war Johnny schon damit beschäftigt, das Geschütz wieder zu laden.

Der Schuß hatte die beabsichtigte Wirkung gehabt. Es war Alia gelungen, sich mit seiner Schaar in die zweite Linie zu retten. Die für den Fall des Rückzugs

freigelassene Lücke wurde mit Blitzesschnelligkeit durch bereitgehaltene Baumstämme und Erdsäcke geschlossen. Ein Hagel von Kugeln regnete nun auf die Russen. Vorher hatten sehr viele von den Garikanern nicht zu schießen gewagt, aus Furcht, ihre eigenen Brüder zu treffen.

Der Major, kalt, unerschütterlich und bis jetzt unverwundet, ließ seine Truppen sich auflösen und befahl dann den Angriff auf zwei Punkten. Aber diese zweite Linie war viel stärker als die erste. Sie bestand aus einer steinernen Mauer, die allerdings an manchen Punkten verfallen, aber durch Erdaufschüttungen und Baumstämme zu einem Ganzen verbunden war, das den Vertheidigern ausreichenden Schutz gewährte. Die Russen hätten Leitern besitzen müssen, um die Mauer ersteigen zu können. Nur an den beiden Punkten, die Ombrazowitsch angreifen ließ, bot sich eine Möglichkeit, einzudringen, da dort die Ausfüllungen niedriger waren.

Der Kampf, der nun entstand, war heftig. Es schien, als wolle Ombrazowitsch die Vordersten opfern, um die Nachfolgenden über die Leichen ihrer Vormänner emporklimmen zu lassen. Die Russen arbeiteten sich in stummer Wuth vorwärts. Das Geschütz schwieg bis jetzt, obgleich längst wieder geladen. Johnny wollte seinen kleinen Peter nur dann spielen lassen, wenn genug Leute

da wären, um zu tanzen, wie er George zurief. Diese Gelegenheit fand sich, als Ombrazowitsch ein Corps von fünfzig Dragonern dem einen Sturmhaufen zu Hülfe schickte. Als die Dragoner in Schußlinie waren, feuerte Johnny das Geschütz ab und abermals war die Wirkung gräßlich. Die Schaar Dragoner war im vollsten Sinne des Wortes zersprengt. George sah Ombrazowitsch mit dem Fuß auf die Erde stampfen. Noch währte der Kampf einige Minuten, aber jede Minute kostete den Stürmenden ein Dutzend Leute, ohne daß es ihnen gelang, die Verschanzung zu erklimmen. Da gab der Major ein Zeichen. Ein Tambour, der in seiner Nähe stand, ließ die Schlägel auf das dröhnende Kalbfell niederfallen, und augenblicklich wandte sich die ganze Schaar der Russen zur Flucht. In wilden Sätzen suchten sie aus dem Bereich der garikanischen Flinten zu kommen. Die Dragoner eilten nach ihren Pferden. Die Infanterie sammelte sich unter dem Commando des Majors. Ueber die Hälfte der Angreifenden lag todt und verwundet vor der ersten und zweiten Vertheidigungslinie.

„Auf! Wir müssen sie vernichten!“ rief Alia, während der Schloßberg von dem Jubelgeschrei der Garikaner erdröhnte, und er gab das Zeichen, den Russen zu folgen, die jetzt schnell, aber in geschlossenen Reihen den Rückzug antraten. Die zweitausend Garikaner war-

fen sich wie ein Rudel Wölfe in den Wald. Die Russen vertheidigten sich, in geschlossenen Reihen zurückgehend. Aber ihre Reihen wurden dünner und dünner. Endlich floh der Major mit dem Rest der Dragoner, die Infanterie löste sich auf, Jeder suchte sich auf eigene Hand zu retten. Die Niederlage war vollkommen. Alia zählte hundert Todte und weit über zweihundert Verwundete.

Als George mit ernstem, aber glühendem Antlitz nach dem Schlosse zurückkehrte, sah er Johnny, der mit zärtlicher Sorgfalt den kleinen Peter von dem Pulverdampf reinigte, mit welchem ihn die beiden Schüsse befleckt.

„Da kommt Mr. Wiedenburg!“ sagte Johnny und deutete auf einen Reiter, der im Galopp durch den Wald gesprengt kam. „Er kommt zu spät! Schade! Es war ein hübsches Treffen!“

George ging Wiedenburg entgegen. Ein zweiter Reiter folgte — Mr. Hywell.

„Wir haben gesiegt!“ rief George schon aus der Ferne Wiedenburg zu. „Der Kampf währte eine Stunde. Ueber dreihundert Russen, mehr als zwei Drittel der Angreifer, sind gefallen. Die Garikaner haben sich geschlagen wie Kerntruppen.“

„Ich wünsche Ihnen Glück“, sagte Wiedenburg, und jetzt erst bemerkte George, daß der junge Deutsche sehr

bleich war. „Aber Sie müssen helfen. Auf Dari ist ein Unglück geschehen. Während Mr. Hywell und ich einen Hirsch verfolgten, ist das Schloß überfallen worden, von Tschetschenzen, glaube ich. Die Gräfin Brazow mit ihren Kindern, Comtesse Sophia und Miß Mary sind von den Räubern entführt worden. Rufen Sie Ihre Freunde! Wir müssen ihnen nachsetzen!“

George stand sprachlos. Die Freude des Siegs war vergessen. Vorüber waren die Wonnetage von Garika.

IV.

Bei Schamyl.

Alia Waſſi und Daniel waren herbeigekommen. Die wenigen Worte, die Edmund Wiedenburg ihnen zurief, genügten, auch ſie in ſtarre Beſtürzung zu verſetzen. Das Schweigen dieſer fünf Männer, ihre bleichen Mienen bildeten einen ſeltſamen und unheimlichen Gegenſatz zu dem freudigen Lärm, der auf dem Hügel von Garika ertönte. Im Vergleich zu den unruhig hin und her wogenden Maſſen der Garikaner bildeten dieſe fünf erſtarrten Männer eine Gruppe des Entſetzens; es war, als ob ſie ſtumm und blind ſeien für das, was um ſie herum vorgehe, als ob ſie verſteinert worden.

In George's Zügen vor allen zeigte ſich eine vollkommene Lähmung des Schreckens. Er wagte nicht aufzublicken; ſein Auge ſtarrte auf den Boden. Konnte ſein Blick jemals wieder demjenigen Mr. Hywell's begegnen? War nicht ſein väterlicher Freund mit Mary nur um ſeinetwillen hierher gekommen? Wären nicht beide

längst in Sicherheit gewesen, wenn er sie nicht durch seine dringenden Bitten bewogen, noch einige Tage zu bleiben? Er hätte sich freilich sagen können, daß keine menschliche Voraussicht derartige Fälle zu berechnen im Stande sei, aber in seinem augenblicklichen Entsetzen fühlte er sich als den alleinigen Urheber dieses Unglücks.

„Warum hat mich nicht eine Kugel getroffen!“ murmelte er dumpf vor sich hin.

„Und auch Sophia ist fortgeführt?“ fragte Daniel, als könne er es noch nicht glauben.

„Ja, die drei Damen, die Kinder und, wie es scheint, die Mehrzahl, der Dienerinnen“, antwortete Wiedenburg. „Wir haben nicht so genaue Nachforschung halten können, es genügte uns, das Schloß verheert zu finden und die Räuber in weiter Ferne zu sehen, wie sie ihre Beute nach dem Norden entführten. Glücklicherweise waren wir zu Pferde. Wir hatten den Hirsch, der uns leider von Dari fortgelockt, zu Pferde verfolgt. Ich wende mich an Alia Wassi, als denjenigen, der dieses Land am genauesten kennt. Fragen Sie ihn, George, was er uns zu thun räth.“

George richtete die Frage mechanisch und ohne aufzublicken an den alten Mann.

„Den Tschetschenzen in ihre Berge zu folgen, scheint mir unmöglich und unzweckmäßig, da wir bis zu diesem

Augenblick noch gar nicht wissen, wohin sich die Tschetschenzen gewendet haben können", antwortete Alia Wassi. „Für das Leben der Gefangenen ist nicht das Geringste zu fürchten, wenn ihnen nicht irgend ein Unfall auf den Gebirgswegen zustößt. Die Tschetschenzen haben ohne Zweifel noch nicht gewußt, daß Garika im Kriege mit den Russen ist; sie haben geglaubt, die Frau, die Schwester und die Kinder Michael Brazow's seien eine gute Beute und sie werden ein hohes Lösegeld fordern. Derartige Fälle sind mehrfach vorgekommen. Alles, was wir jetzt thun können, ist, einen Boten abzusenden, der es versuchen soll, Schamyl selbst aufzufinden und ihm die Lage der Dinge so vorzustellen, wie sie in Wirklichkeit ist. Die Tochter des englischen Herrn wird dann mit ihren Dienerinnen ohne Zweifel sehr bald und gegen ein sehr geringes Lösegeld freigegeben werden; anders wird es mit Nina und der Schwester Michael Brazow's sein. Sage Deinem englischen Freunde, Giorgi, daß er weder für das Leben, noch für die Sicherheit und Ehre seiner Tochter etwas zu fürchten hat. Die Tschetschenzen rauben solche Frauen nur um des Lösegeldes willen. Sie sind zu klug und auch zu gleichgültig gegen vornehme Frauen, um mehr von ihnen zu verlangen, als daß sie ihnen gutwillig folgen und keinen Versuch zur Flucht machen."

George zögerte, ehe er es wagte, Mr. Hywell anzureden, und als er es that, zitterte seine Stimme.

„Mein Vater“, sagte er, „das Leben hat für mich keinen Werth, wenn ich nicht Mary in Sicherheit weiß. Selbst mein Vaterland steht mir fern, wenn ich die Freiheit desselben auf Kosten der Ruhe Mary's erringen soll. Alle meine Bemühungen werden sich darauf richten, Ihnen Mary wieder zuzuführen. Ich fühle die Verpflichtung dazu; ich muß es thun, denn ich weiß, daß ich schuld an diesem Unglück bin.“

„Hier ist Niemand schuld, George“, sagte Mr. Hywell tonlos. „Das Schicksal will mich prüfen. Sage mir nur, was der alte Mann geantwortet hat, und ob ich zittern muß, oder ob ich hoffen darf.“

Georg berichtete schnell die Ansicht Alia's. Es leuchtete ein, daß sie die richtige sei. Seit Menschengedenken hatte man nicht gehört, daß ein Fall roher Gewaltthätigkeit gegen fremde Frauen von seiten der Tschetschenzen sich ereignet. Sie wollten Lösegeld erpressen, das lag klar auf der Hand. Aber ist deshalb das Herz eines Vaters weniger bewegt, wenn er seine zarte Tochter in den Händen von Männern weiß, deren Sitten man eben so wohl roh als rauh nennen kann? Welche Möglichkeiten des Unglücks bietet eine solche gewaltsame Entführung und Gefangenschaft dar! Und was die düstere

Verzweiflung noch erhöhte, bis jetzt war er der Genosse Mary's in ihren Leiden gewesen, hatte er ihr zur Seite gestanden, war er entschlossen gewesen, sie eher zu tödten, als verderben zu lassen. Jetzt aber war sie allein, sich selbst überlassen, ohne die hohe moralische Unterstützung, welche die Gegenwart eines Vaters verleiht. Kaum hergestellt von einer fast tödtlichen Krankheit, war sie im Stande, diese neuen geistigen und körperlichen Anstrengungen zu ertragen? Mr. Hywell fühlte, um wie viel schwerer dieser Schlag ihn traf, als alle frühern, weil Mary von ihm getrennt war. Mußte nicht Mary ebenfalls jetzt heftiger als je erschüttert werden?

Und was er fühlte, fühlten auch George und Edmund, nur daß bei ihnen der heimlich bohrende Schmerz des Vaterherzens durch die glühende, eifersüchtige, selbst rachdürstige Aufwallung der Liebe ersetzt wurde, bei Wiedenburg in scheinbar geringerem Maße, da seine Natur ernster und zurückhaltender war, bei George lebhafter, denn die unruhige Beweglichkeit, die seine Züge jetzt angenommen hatten, zeigte bereits den Kampf, der in seinem Innern stattfand.

Indessen, so viel und so eingehend jetzt auch berathschlagt wurde, auf eins kamen alle Ueberlegungen hinaus: eine augenblickliche Verfolgung konnte nicht stattfinden. Jeder einzelne von den Männern, mit Aus-

nahme Alia Wassi's, würde sehr gern einen Zug in das Gebirge unternommen haben. Auch an Daniel's Unruhe bemerkte man, daß ihm Sophia's Schicksal nicht gleichgültig war. Aber alle mußten sich den Einreden Alia Wassi's fügen, der das Hülfsmittel, einen Kundschafter zu Schamyl zu senden, für das einzig zweckmäßige und mögliche erklärte. Er schlug zu diesem Zwecke einen Mann vor, den er freilich sehr ungern entbehrte, da er tüchtig, gewandt und tapfer war, der sich aber vortrefflich zu diesem Zweck eignete, da er einige Jahre in der Gefangenschaft bei den Tschetschenzen gelebt hatte. George erbot sich, denselben zu begleiten. Davon aber wollte Alia Wassi nichts wissen, und seine Miene wurde düster, als George nicht sogleich von seinen Bitten abstand.

„So groß das Unglück auch ist", sagte er in der Landessprache zu George, „so ist es doch eine Kleinigkeit im Verhältniß zu dem Schaden, den Deine Abwesenheit uns bringen würde. Was sollten die Garikaner von ihrem Führer denken, wenn er einem jungen Mädchen nachliefe, das sich in keiner andern Gefahr befindet, als einige Monate bei den Tschetschenzen zubringen zu müssen! Die Fremde ist Deine Schwester, gut, aber die Garikaner sind Deine Brüder, und es sind ihrer Tausende, während jene nur eine ist. Sei unbesorgt;

wenn Dein Pflegevater reich ist, so wird seine Tochter in wenigen Wochen oder Monaten frei sein. Aber Garika wird nur frei, wenn wir alle auf Tod und Leben kämpfen. Oder glaubst Du, die Russen und namentlich der Major würden ihre heutige Niederlage vergessen? Der Kampf hat erst begonnen; Du am wenigsten darfst fehlen!"

George beugte sein Haupt vor diesen schwer wiegenden Gründen, aber sein Herz zuckte deshalb nicht weniger schmerzlich. Er beruhigte sich auch nicht, als Mr. Hywell ungefähr in demselben Sinne sprach und nichts davon wissen wollte, daß George seine Garikaner auch nur auf eine Stunde verlassen solle. Sein Herz war nun einmal zerrissen. Auf der einen Seite bestürmten es die Pflichten gegen sein Vaterland, auf der andern verzehrte es die Sehnsucht, Mary zu befreien und Mr. Hywell wieder glücklich zu sehen. Es begann für ihn ein fortdauernder qualvoller Kampf, der nur mit der Befreiung Mary's oder mit seinem Tode enden zu können schien.

Gehen wir schnell hinweg über die nächsten Ereignisse. Der Kundschafter, Namens Kalursi, wurde noch an demselben Tage ausgeschickt, vorher genau instruirt von Alia Wassi und versehen mit einem Briefe an Schamyl, den der sprachenkundige Alia Wassi verfaßt hatte. Mr. Hywell

und Wiedenburg siedelten nach Garika über. Der erstere hielt es im Interesse seiner Tochter, die möglicherweise von einem russischen Corps bei der Verfolgung der Tschetschenzen gefangen werden konnte, für seine Pflicht, an den Generalgouverneur von Kaukasien zu schreiben und ihm die Sachlage, sowie sein Verhältniß zu George Garika genau auseinanderzusetzen. Auf diese Weise konnte auch Michael Brazow, dessen augenblicklichen Aufenthalt man nicht kannte, durch den Gouverneur von dem Vorgefallenen unterrichtet werden.

Die Lage auf Garika änderte sich nicht. Die Zuzüge wurden spärlicher. Von der Annäherung russischer Truppen hörte man bis jetzt nichts. Unbestimmte Gerüchte von Siegen und Niederlagen der Türken oder Russen drangen bis nach Garika. Alia Wassi erhielt von einem Freunde aus Tiflis die Mittheilung, daß die Russen alle ihre Streitkräfte gegen die Türken verwenden müßten und überhaupt auf den Aufstand bis jetzt kein großes Gewicht legten, da derselbe noch keine große Ausdehnung gewonnen. Von Schamyl sah und hörte man nichts mehr. Sein Zug schien nur einer seiner gewöhnlichen Raubzüge gewesen zu sein. Hatte er die Absicht gehabt, Tiflis zu nehmen, so war dieselbe vereitelt worden. George war nicht gut auf den Tschetschenzenführer zu sprechen, der die günstige Gelegenheit, die Russen zu

vernichten, unbenutzt vorübergehen ließ und sich damit begnügte, zu plündern und zu schrecken. Alia Wassi sagte ihm wiederholt, daß von Schamyl nicht eher etwas zu erwarten sei, als bis ihm auch von den Türken und Franken die Unabhängigkeit garantirt worden und Rußlands Kraft gebrochen sei.

So verstrichen ungefähr vierzehn Tage in banger, unheimlicher Erwartung. Garika und Kureli waren von Alia Wassi stark befestigt, die Schaar der Garikaner, die sich jetzt auf ungefähr dreitausend belief, so gut als möglich bewaffnet worden. Mr. Hywell hatte nach Sinope an Wiedenburg und nach Konstantinopel Briefe gesandt, in welchen er seine Freunde bat, ihm möglichst viel baares Geld bereit zu halten. Diese Briefe, nebst einem andern an den englischen Gesandten in Konstantinopel, wurden von einem geschickten Boten in das türkische Lager getragen, um von dort aus weiter befördert zu werden.

Nach Ablauf jener vierzehn Tage kehrte Kalursi zurück. Er erzählte viel von den Fährlichkeiten, die er überstanden, und brachte ein Schreiben Schamyl's an Alia Wassi. In diesem wünschte der Tschetschenzenführer dem Greise Glück zu seiner siegreichen Erhebung gegen die Russen, bedauerte die Gefangennehmung der Engländerin, fügte aber hinzu, daß er für sie ein Löse-

geld von zwanzigtausend Rubeln in Silber beanspruchen müsse, da seine Kasse erschöpft und der Vater der Engländerin, wie er gehört, ein reicher Mann sei. Kalursi berichtete, daß ein anderer Brief nach Tiflis gesendet worden sei, in welchem der Graf Brazow aufgefordert wurde, für seine Frau, seine Schwester und seine Kinder eine Summe von fünfzigtausend Rubeln in baarem Silber zu zahlen, eine Summe, die, wenn man bedenkt, wie selten das baare Silber zur Kriegszeit sein mußte, fast unerschwinglich schien.

Mr. Hywell war natürlich gern bereit, Alles zu geben, was Schamyl verlangte. Die Schwierigkeit bestand nur darin, zwanzigtausend klingende Silberrubel schnell herbeizuschaffen. Kalursi wurde abermals abgesendet, mit der Anfrage, ob Schamyl nicht wenigstens einen Theil der Summe in Anweisungen auf Konstantinopel und Erzerum nehmen wolle. Abermals vergingen vierzehn Tage. Die Antwort Schamyl's lautete ablehnend. Für den Tschetschenzenführer hatte nur das baare Geld Werth, Anweisungen waren für ihn sehr schwer zu realisiren. Dagegen brachte der Bote etwas Anderes, was Mr. Hywell mit hoher Freude erfüllte: ein Päckchen Papierblätter, beschrieben von Mary's Hand und von ihr selbst dem Kundschafter zugestellt. Es war in der Absicht geschrieben, ihrem Vater, wenn sich Gelegenheit dazu biete,

Nachricht von ihrem Schicksal zu geben, zuweilen in Form eines Tagebuchs, zuweilen in Briefform, theils mit Bleistift, theils mit Tinte. Wir theilen den Inhalt dieser Blätter mit wenigen Auslassungen mit, da sie ein aus unmittelbarer Anschauung gewonnenes Bild der häuslichen Verhältnisse Schamyl's und zum Theil auch der innern Einrichtungen der Tschetschenzen bieten.

„Es war acht Uhr morgens. Ich hatte so eben nach meiner Uhr gesehen und verließ mein Zimmer, um nach der Terrasse zu gehen, auf der ich gemeinschaftlich mit der Comtesse Sophia und der Gräfin Brazow, auch, wie ich hoffte, gemeinsam mit meinem Vater und Mr. Wiedenburg den Kaffee trinken wollte. Es war ein schöner Morgen. Sophia und Nina saßen unter der Laube am Kaffeetisch. Die erstere sagte mir, daß sie gesehen, wie mein Vater und Mr. Wiedenburg ihre Pferde bestiegen, und daß sie gehört, dieselben wollten einen Hirsch verfolgen. Ich hatte mich so eben niedergesetzt, als eine Dienerin über uns ein Fenster öffnete und mehrmals ein Wort rief, das mir klang wie Modiane, Modiane. Sophia und Nina erhoben sich schnell; es wurden hastig einige Worte zwischen ihnen und der Dienerin gewechselt. Dann rief mir Sophia zu, daß die Dienerin behaupte, die Tschetschenzen seien über den Karassu gegangen und kämen auf Dari zu, daß sie es

aber noch nicht glauben könne. Beide eilten darauf in das Innere des Schlosses, und da ich meinerseits nicht wußte, was ich beginnen sollte, so folgte ich ihnen auf dem Fuße.

Wir gelangten auf diese Weise bis zu einem thurmähnlichen Theile des Schlosses, von dessen Plattform aus wir Dari und das Thal des Karassu ganz deutlich überschauen konnten. Schon der erste Blick verrieth uns, daß die Dienerin mit ihrem Rufe: „Modiane!“ (Sie kommen!) Recht gehabt. Eine Schaar von vielleicht zweihundert Reitern kam den Berg herauf; eine andere Schaar war in Dari zurückgeblieben, um es zu plündern. Die Tschetschenzen — denn daß es solche und nicht russische Reiter seien, ließ sich sogleich erkennen — waren kaum noch fünf Minuten vom Schlosse entfernt. Kein Wunder also, wenn wir alle im ersten Augenblick wie erstarrt standen.

„In den Wald! Retten wir unsere Kostbarkeiten und flüchten wir in den Wald!“ rief die Comtesse Sophia.

„Meine Kinder, meine Kinder!“ rief Nina Brazow. „Ich bleibe bei ihnen.“

„Nun, wir nehmen sie mit uns!“ rief Sophia. „Nur schnell! In den Wald werden sie uns nicht folgen!“

Ich zweifle nicht daran, daß der Rath, welchen uns die Comtesse gab, der einzig vernünftige war. Wenn wir

in einen unzugänglichen Theil des Waldes flohen, so hätten wir, wenn wir auch einen Theil unserer Habe den Plünderern preisgaben, gewiß unsere Freiheit gerettet. Aber dieser Entschluß hätte unmittelbar, nachdem er gefaßt, ausgeführt werden müssen. Noch zögerten wir jedoch. Auch die Comtesse Sophia schien nur ungern zu fliehen. Vielleicht hatte sie dieselbe Idee, die auch mir durch den Sinn fuhr, daß wir nämlich die Tschetschenzen durch die Erklärung, Garika und Dari seien im Kriege mit Rußland, von Plünderung und Gewaltthätigkeiten abhalten könnten. Inzwischen hörten wir bereits das Jammergeschrei der Dienerinnen. Diener, welche Widerstand hätten leisten können, befanden sich fast gar nicht auf dem Schlosse, da sie nach Garika beordert worden. Auch hätte ihr Widerstand nichts genützt. Mit dem Rufe: „Meine Kinder!“ eilte Nina Brazow zuerst fort. „Nehmen Sie in Eile, was Sie finden können“, rief mir die Comtesse zu, „und treffen Sie mich dann auf der Terrasse!“ Damit verschwand auch sie.

Ich suchte mein Zimmer zu erreichen, was mir aber nicht leicht wurde, da ich mich aus diesem Theile des weitläufig und winklig gebauten Schlosses gar nicht herauszufinden wußte. Endlich fand ich meine Thür. Ich nahm, was mir das Wichtigste schien: ein Bild meiner Mutter, meine Börse, mein Notizbuch. Dann aber wurde ich zwei-

felhaft, was ich nun noch weiter nehmen solle. Alles schien mir gleich wichtig. Plötzlich fiel mir ein, daß es vielleicht besser sei, das Bild nicht zu nehmen, da man es mir gewiß rauben würde, wenn man mich gefangen nehme, und ich schob es unter einen Schrank. Mein Reiseetui mit allerlei Kleinigkeiten stand gerade vor mir. Ich nahm es, da mir in den Sinn kam, daß man gerade die Kleinigkeiten des Lebens oft am schwersten entbehrt. So eilte ich der Terrasse zu.

Dort fand ich bereits Sophia, die verschiedene Gegenstände, unter ihnen einen großen Shawl und ein Terzerol trug. Sie rief mit lauter Stimme nach Nina. Wir hörten die Kinder schreien. Sophia stampfte mit dem Fuße auf die Erde.

„Kommen Sie!“ rief sie. „Wir können auf meine Schwägerin nicht warten. Ich kenne die Gegend gut genug!“

Sie eilte über die oberste Terrasse und ich folgte ihr. Aber plötzlich sahen wir einige Reiter am Fuß der Terrasse im Park. Die Tschetschenzen hatten vermuthlich unsere Flucht vorausgesehen und sie verhindern wollen. Wir standen erschreckt still.

„Nun hilft's nicht mehr“, sagte Sophia. „Wir müssen bleiben und, was uns lieb ist, verbergen. Denn vielleicht ist es nur auf eine Plünderung abgesehen, ob-

wohl die Tschetschenzen in neuerer Zeit auch die Frauen mit fortführen."

„Wie? Die Frauen? Uns?" rief ich tödtlich erschreckt.

„Ja. Man gibt sie dann nur gegen Lösegeld zurück", antwortete die Comtesse. „Seien Sie auf Alles gefaßt. Im Uebrigen, sagt man, thäten die Tschetschenzen den Frauen nichts zu Leide!"

Der Gedanke, von meinem Vater getrennt zu werden, erfüllte mich mit entsetzlicher Angst. „Vater, mein Vater!" rief ich, so laut ich konnte. Aber schon nahm die Comtesse meinen Arm und zog mich mit fort.

„Kommen Sie hinein", sagte sie. „Es ist besser, wir empfangen diese Gäste im Innern und gemeinschaftlich."

Im Erdgeschoß des Schlosses ist auf der Gartenseite ein großer Raum, früher wahrscheinlich eine Waffenhalle, jetzt zum Aufenthalt der Diener bestimmt, welche die fremden Gäste begleiten. Aus diesem Raume hörten wir Nina's Stimme und Sophia eilte dorthin. Ich konnte ihr kaum folgen, da der Gedanke an die Möglichkeit, von hier fortgeführt zu werden, mich fast gelähmt hatte. An dieser Lähmung fühlte ich, daß ich meine Kräfte nach der Krankheit doch noch nicht in ihrem ganzen Maße wiedergewonnen, denn niemals hatte ich wäh-

rend all der traurigen Abenteuer bei den Kurden eine solche körperliche Schwäche gefühlt. Doch währte dieselbe nicht lange. Ich habe immer gefunden, daß die Furcht vor der Gefahr mich mit größerem Schrecken erfüllt als der Anblick der vorhandenen Gefahr. Die letztere erfordert Widerstand und stählt dadurch meine Kraft.

Als wir in jenen Raum eintraten, fanden wir die hintere Hälfte desselben angefüllt mit unsern Dienerinnen, den eingeborenen Dienern und einigen Kindern. Unsere englischen Diener und Mr. Wiedenburg's Diener standen mit ihren Gewehren im Arm an der Thür. Sobald Sophia sie erblickte, rief sie ihnen in englischer Sprache, die sie gut spricht, zu, sie möchten um Himmelswillen die Gewehre wegstellen, Widerstand sei ganz vergebens und würde uns nur in größere Gefahr bringen. Die Diener gehorchten schweigend und widerwillig.

Auch Nina bemerkten wir jetzt. Sie hatte in jedem Arm eins ihrer Kinder. Die Dienerinnen hatten sich vor sie gestellt, gleichsam um sie zu schützen, ein neuer Beweis, daß sie ein gutes Herz hat und die Liebe ihrer Untergebenen besitzt. Sie trat jetzt vor und fragte Sophia, was zu thun sei. Es schien mir, als sei sie ruhiger und gefaßter geworden, seit sie ihre Kinder so nahe bei sich sah.

„Schließen wir die Thür!“ sagte Sophia. „Vielleicht haben wir Zeit, einige Worte mit den Tschetschenzen zu

sprechen. Sagen Sie ihnen, Nina, daß dieses Land im Augenblick kein russisches mehr ist. Im Kriege gilt jede List.“

Die Thür wurde von innen verriegelt. Die Diener schoben einige Bänke und Schemel vor dieselbe. Dann trat eine tiefe Stille ein. Ich stand neben Nina und Sophia, in banger Erwartung dem Ausgang oder vielmehr dem Beginn dieses Abenteuers entgegensehend. Plötzlich wurde es im Schlosse lebendig. Es widerhallte von Schritten und Rufen. Es mochten nicht viel über hundert Tschetschenzen in dem Schlosse sein, aber es war, als ob Tausende ihr Wesen trieben. Einige Männer mit spitzen Mützen und Flinten in den Händen erschienen an den Fenstern. Man wußte also, wo wir waren, und bewachte uns.

Das Gefühl der Gräfin und das ihrer Schwägerin mochte noch düsterer sein als das meine. Wenn man mir meine Habe raubte, so war dies ein Unglücksfall, der mir bereits einmal bei den Kurden widerfahren, den ich mit Ruhe ertragen und dessen Nachtheile leicht wieder gut gemacht werden konnten. Aber für Nina und Sophia Brazow handelte es sich um die Plünderung und vielleicht Zerstörung ihrer Heimat, um den Verlust von hundert Gegenständen, die ihnen durch die tägliche Gewohnheit lieb geworden. In diesem Wanderleben, das

ich nun schon fast seit einem Jahre führte, hatte ich auf das Heimatsgefühl verzichten gelernt, wenn ich mich auch um so stärker nach meiner wirklichen Heimat sehnte. Es gab in meinem Herzen etwas, das einer dumpfen Resignation nahe kam. Dieser Himmel war mir überhaupt fremd; was lag also daran, ob er fünfzig Meilen näher oder ferner über mir glänzte! Nur der Gedanke der Trennung von meinem Vater durchschauerte mich; das war ein Elend, das ich bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte. Die Sehnsucht, er möge kommen und mein Schicksal theilen, kämpfte in mir mit dem Wunsche, daß er frei bleiben möge von dem Anblick und den Folgen dieses Auftritts. Aber wenn es vielleicht auch Unrecht war, so behielt jene erstere Sehnsucht doch das Uebergewicht in meinem Herzen. Ich wußte ja auch, daß mein Vater unglücklicher sein werde, wenn er mein Schicksal nicht theilte, als wenn er gezwungen würde, mich zu begleiten. Im Uebrigen vertraute ich der Versicherung, die mir Sophia gegeben, und demjenigen, was ich über die Tschetschenzen gelesen. Ich wußte, daß sie die Freiheit der Person nicht achteten, wenn sie glaubten, aus einem Raube Nutzen ziehen zu können; aber ich hatte nie vernommen, daß sie den Herzen der Frauen hatten Gewalt anthun wollen.

Diese Ungewißheit dauerte wohl eine halbe Stunde,

vielleicht länger. Plötzlich näherte sich der Lärm unserer Thür. Man wollte sie öffnen, und als man sie verriegelt fand, stieß man so heftig dagegen, daß sie aufsprang. Nun sahen wir eine verworrene Masse von Köpfen, spitzen Mützen und Flinten in der Thür erscheinen. Nina und Sophia waren auf die Thür zugetreten, wichen jedoch bestürzt zurück, als die Bänke und Schemel mit Gewalt fortgeschleudert wurden. Die wenigen Worte, die zwischen Nina und den Tschetschenzen gewechselt wurden, verstand ich natürlich nicht. Ich erfuhr jedoch später ihren Inhalt.

„Was wollt Ihr?“ rief Nina. „Weshalb überfallt Ihr das Haus Eurer Freunde?“

Und indem sie ihre Kinder an sich preßte, versuchte sie muthig zu scheinen und würde auch den Eindruck einer muthigen Frau gemacht haben, wären nicht ihre sonst so frischen Wangen blaß gewesen.

„Freunde?“ rief ein junger Krieger. „Seit wann sind denn die Russen unsere Freunde?“

„Die Russen nicht, wohl aber die Garikaner!“ antwortete Nina. „Eure Verbündeten sind doch auch Eure Freunde!“

„Wir haben davon gehört“, rief derselbe junge Mann, der einer von den Führern zu sein schien. „Aber wir wären Narren, daran zu glauben, und auf jeden

Fall gehört dieses Haus einem Russen. Wir haben nicht viel Zeit, Männer. Laßt Euch nicht aufhalten!"

Die Scene, die nun folgte, will ich nicht einmal mir in die Erinnerung zurückrufen, noch weniger mag ich sie schildern. Sie übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Wie eine Schaar Wilder stürzten sich diese Männer, deren zum Theil edle Gestalten und Gesichter mich Besseres hatten erwarten lassen, in den Saal und auf uns zu. In wenigen Minuten waren wir geplündert. Nie habe ich entsetzlichere Minuten erlebt. Ein Schrei der Verzweiflung aus dem Munde aller Frauen und Kinder erschütterte den Saal und ging dann über in ein wildes Jammern und Schreien. Meine Halskette, meine Uhr, meine Börse, mein Kästchen waren mir im Nu entrissen. Zum Glück schützte mich mein einfacher grauer Anzug vor dem viel traurigern Schicksal Nina's und Sophia's, die nach einigen Minuten ihrer seidenen Kleider beraubt waren und sich vor Scham und ohnmächtiger Wuth auf dem Boden niedergekauert hatten, um sich vor den fremden Männern und vor sich selbst zu verbergen. Es schien mir, als hätten wir alle nach diesem Beginn das Schlimmste zu fürchten. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich in jenen Minuten gedacht habe. Aber bei der Erinnerung an die unsägliche Qual, die mich ergriffen, ist es mir, als ob selbst jetzt noch mein

Herz von einem Krampfe ergriffen werde. Ich weiß nicht, ob mir meine Besinnung geblieben wäre, wenn diese Scene lange gedauert hätte. Ich war wie betäubt. Zum Glück aber trieben die Barbaren ihr schmähliches Handwerk mit solcher Schnelle und Geschicklichkeit, daß sie schon nach drei oder vier Minuten nichts mehr zu rauben hatten. Wer nur irgend ein kostbares oder auffälliges Kleidungsstück trug, verlor auch dieses. Meine Dienerinnen waren jedoch so glücklich wie ich. Ihre einfachen englischen Anzüge verlockten das Auge der Tschetschenzen nicht.

Diese Plünderung war gleichsam ein Sturmwind, der Alles vor sich niederwirft und jedes Gefühl des Widerstandes durch die plötzlich hervorgerufene Betäubung erstickt. Gesprochen war wenig worden. Jeder von den Tschetschenzen hatte genommen, was ihm zunächst war. Die Menschen schienen gleichsam Puppen, die man plünderte. Jetzt ertönten einige schärfere Rufe. Gleich darauf ergriff mich einer von den Männern bei der Hand und zog mich mit sich fort. Da ich sah, daß man auch Nina und Sophia emporriß, so folgte ich freiwillig. Allein wäre ich nicht gegangen.

Mein Führer ging so schnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Als wir im Freien waren, bildete man einen Kreis um uns und trieb uns mit Worten und

Schlägen wie eine Heerde Vieh vorwärts. Nina erhob jammernd ihre Stimme. Aber man rief ihr zu, sie möge schweigen; wenn ihr Mann sie lieb habe, so werde er sie bald auslösen. Nina wiederholte mir dies in französischer Sprache, und es beruhigte mich, da es meinen bereits wankend gewordenen Glauben, daß es nur auf eine Erpressung abgesehen sei, wiederherstellte.

Die Tschetschenzen, mit allerlei nützlicher und unnützer, werthvoller und werthloser Beute beladen, erinnerten mich jetzt lebhaft an die Kurden nach unserer ersten Plünderung. Selbst in jenem Augenblicke, obwohl von ganz andern Empfindungen erfüllt, ging mir der Gedanke durch den Kopf, wie sehr verschieden diese Menschen in der Wirklichkeit von dem Bilde seien, welches wir uns gewöhnlich von ihnen entwerfen. Was ich später erfahren und gesehen, hat meine ersten Eindrücke im Allgemeinen nur bestätigt. Allerdings besteht ein Unterschied zwischen den Kurden und den Kaukasiern. Während jene nichts als ein Räubervolk sind, ohne eine andere Anhänglichkeit an ihre oft wechselnde Heimat als diejenige, die auch das Thier besitzt, das sein Nest vertheidigt, handeln die Tschetschenzen nach einem bestimmten Plane und vertheidigen ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit einer Ausdauer, die ihnen die Bewunderung Europas erworben hat. Auch ist ihr Aeußeres edler und

freier; man findet unter ihnen wahre Heldengestalten, Männer von ritterlichem Anstand, die Königen zum Muster dienen könnten. Ihre Züge tragen fast den Stempel der reinsten Schönheit. Aber lieb habe ich sie nicht gewinnen können; selbst achten kann ich sie nicht. Die guten Eigenschaften, welche die meisten Naturvölker besitzen, werden bei ihnen aufgewogen durch ihren Hang zur Räuberei, ihren Eigennutz, ihre an Falschheit grenzende Schlauheit. Sie sind so, wie sie vor tausend Jahren gewesen sein mögen; zuweilen mußte ich sie mit den alten Deutschen vergleichen, die ihre Unabhängigkeit gegen die Römer vertheidigten. Aber so sehr ich auch die guten Seiten ihres Charakters, ihre Kraft und Entschlossenheit anerkennen muß, so fehlen ihnen doch diejenigen Eigenschaften, die nach unsern Begriffen den Helden machen, die Großmuth nach dem Siege, die Milde des Herzens, der Adel des Gemüths. Sie hassen den Fremden; die Gastfreundschaft, die sie unter einander üben, die Treue, mit der sie an einander hängen, sind gleichsam ererbte Eigenschaften, die sie ohne wahres Bewußtsein dessen, was sie thun, üben. Denn wären sie sich ihrer guten Handlungen bewußt, so würden sie auch die schlechten vermeiden lernen. Sie thun die letztern wie die erstern aus Gewohnheit und Instinkt. Der Politiker mag die Wichtigkeit dieser Kämpfer

zu würdigen wissen; sie beschäftigen Rußland im Süden und ihre Vernichtung würde gewiß zu beklagen sein, da sie ein von der Natur reich begabtes Volk in die Arme einer verderbten Civilisation, wie die russische ist, führen würde, anstatt sie der wahren Cultur, der Ausbildung des Geistes und des Herzens zugänglich zu machen. Aber ich kann mich nicht für sie begeistern. Selbst wenn ich von dem persönlichen Mißgeschick absehe, das mir widerfahren, muß ich erklären, daß sie rücksichtslos, roh und oft hinterlistig sind. Ihre geistigen Eigenschaften stehen auf einer niedrigen Stufe, und sie empfinden nicht das geringste Bedürfniß, sich über ihren jetzigen Standpunkt zu erheben. Davon sind vielleicht nur einige der Führer, wie Schamyl selbst, ausgenommen.

Ich glaube kaum, daß die Tschetschenzen den Vergleich mit den Hindus und selbst mit den Beduinen aushalten können. Sie stehen ungefähr auf gleicher Stufe mit den Indianern und eingeborenen Mexicanern. Vielleicht irre ich mich, vielleicht ist es mir nicht gelungen, tief genug in das Wesen dieses Volksstammes einzudringen, aber die Schilderung meiner Erlebnisse wird beweisen, daß ich zu meinen Ansichten von meiner Seite aus berechtigt bin.

Also man trieb uns vorwärts wie eine Heerde Vieh. Wie gern hätte ich Nina oder Sophia irgend

einen Shawl oder eine Decke gereicht! Aber selbst wenn ich eine solche besessen hätte, würde man sie ihnen doch wieder abgenommen haben. Ich dachte daran, als wir so den Berg hinabgetrieben wurden, daß diese Menschen die Bundesgenossen George's werden sollten, und konnte nicht anders, als ihn und die Prüfungen, denen er entgegenging, beklagen. War es möglich, daß George mit seinem empfänglichen und empfindlichen Herzen, mit seinem feinen Gefühl hier auf die Dauer glücklich sein konnte? Ich weiß wohl, daß er die Absicht hat, wenn nicht diese, doch ihnen ähnliche Menschen auf eine höhere Stufe der Cultur zn erheben, aber im besten Falle wird er die Früchte nicht mehr ernten. Wie kann das, was Jahrtausende lang Wurzeln geschlagen hat, in einem einzigen Menschenalter ausgerottet werden!

Schon nach einer halben Stunde waren wir am Ufer des Karassu. Die Weiber und Kinder von Dari erhoben ein Jammergeschrei, als sie uns erblickten. Eine von den Frauen kam aus dem Haufen auf uns zugeeilt und rief einige Worte, indem sie eine schmuzige, zerrissene Decke, fast ihr einziges Kleidungsstück, emporhob. Die Tschetschenzen warfen es Nina zu und diese hüllte sich in die Decke ein. Sie sagte mir später, daß jene Frau früher auf dem Schlosse gedient habe. Ich fragte sie, warum sie die Tschetschenzen nicht um eine Decke für

Sophia bitte. Nina wollte es thun. Aber eine neue Prüfung stand uns bevor. Wir sollten den Karassu überschreiten, und die Tschetschenzen dachten nicht daran, uns den Uebergang zu erleichtern. Glücklicherweise war der Fluß, obwohl reißend, doch sehr seicht, und die Einwohner von Dari hatten durch denselben eine Reihe von Steinen gelegt, die eine natürliche Brücke bildeten. So kamen wir hinüber, ohne uns mehr als die Füße zu benetzen.

Ich will die Mühseligkeiten des Marsches, der nun folgte, nicht genauer beschreiben, sondern nur einige der bedeutendern Ereignisse erwähnen. Wir gingen nicht, wir liefen. Die Tschetschenzen zwangen uns, gleichen Schritt mit ihren Pferden zu halten, und sie hatten Eile, da sie das Herannahen eines russischen Corps befürchten mochten. Erst nach ungefähr zwei Stunden machten sie auf einem steilen Berge Halt. Von diesem aus konnte man das ganze Thal des Karassu deutlich überschauen. Ich war so ermattet und wohl auch geistig so erschöpft, daß ich auf die Felsen niedersank, und der Gedanke, ich könnte krank werden, erfüllte mich mit Schrecken. Es gelang mir jedoch bald, mich zu sammeln, und die Ueberzeugung, daß ich wieder kräftig genug sei, Anstrengungen und Aufregungen zu ertragen, flößte mir ein gewisses Selbstvertrauen ein und trug

mehr als alles Andere dazu bei, mich aufrecht zu erhalten.

Die Tschetschenzen begannen nun eine Musterung. Offenbar war es nicht ihre Absicht, sich mit werthlosen Gefangenen zu belästigen. Sie hielten unter einander Rath. Eine Zeit lang hoffte ich, daß man mich wegen meines einfachen Anzugs für eine Dienerin halten und zurückschicken werde. Aber die Erkundigungen, die sie bei einem Burschen aus der Dienerschaft einzogen, und die Antworten, die der vor Furcht zitternde Bursche gab, mochten sie darüber aufgeklärt haben, daß ich ein werthvoller Gegenstand sei. Ich gehörte nicht zu denen, die seitwärts geführt wurden. Die letztern bildeten die bei weitem größere Zahl. Unsere Diener und die ganze männliche und weibliche Dienerschaft des Schlosses wurden freigegeben. Es blieben außer Nina mit ihren beiden Kindern, Sophia und mir nur meine beiden englischen Begleiterinnen und eine einzige Dienerin zurück. Sobald diese Auswahl getroffen war, ging es weiter. Nina hatte für ihre Kinder Wasser und für Sophia eine Decke verlangt. Das erstere konnte man ihr nicht reichen, da kein Wasser in der Nähe war, aber Sophia erhielt einen Shawl.

Ich habe leider aus Erfahrung die Beobachtung machen gelernt, wie leicht man sich im Unglück bei klei-

nen Erleichterungen tröstet. Als ich Nina und Sophia bekleidet und mit ruhigern Mienen sah, fühlte auch ich mich erleichtert. Vor mir lag allerdings eine traurige Zeit, eine Zeit der Trennung von meinem Vater und voraussichtlich voller Entbehrungen. Aber ich glaubte mich der Ueberzeugung hingeben zu können, daß wir in der That für unsere Räuber nichts seien als geraubte Gegenstände und daß die entsetzlichen Tage, die ich in der Nähe Kaschir-Aga's verlebte, nicht wiederkehren würden.

Mit derselben Eile ging es weiter, meist bergan. Nina, die ihre Kinder trug, mußte am ersten ermüdet werden. Wir boten ihr an, abwechselnd die Kinder zu tragen, aber sie wollte es nicht annehmen. Bald darauf mußten wir eine Schlucht passiren. Sie fiel so steil ab, daß selbst die Tschetschenzen genöthigt waren, von ihren Pferden zu steigen. Ich hielt mich an dem niedrigen Gesträuch, mit dem die Felsen hin und wieder bekleidet waren, aber der Abhang war doch so steil, daß mich Schwindel ergriff. Nina ließ eins ihrer Kinder aus den Armen fallen. Es rollte die Felsen hinab. Die Gräfin stieß einen Schreckensruf aus und sank nieder. Glücklicherweise hatte einer von den Tschetschenzen das Kind ergriffen. Sie mochten indessen eingesehen haben, daß wir auf diesem Wege uns in Todesgefahr befanden, und jede von den Frauen wurde von einem oder zwei Männern

geführt. Nina erholte sich erst allmälig von ihrem Schrecken, aber sie blieb so schwach, daß sie den gegenüberliegenden, nicht viel weniger steilen Abhang nicht hinaufklimmen konnte. Sie mußte auf ein Pferd gesetzt werden.

Da wir uns jenseits der Schlucht auf einer Hochebene befanden und die Tschetschenzen schneller reiten wollten, so mußten auch wir andern Frauen uns bequemen, uns hinter die Männer zu setzen. Damit wir nicht fielen, nöthigte man uns, die rechte Hand in den Gürtel des Tschetschen, hinter dem wir saßen, zu stecken. Nicht nur Frauen, sondern auch Männer werden begreifen, was wir empfanden. Und doch blieb diese Art zu reisen von jetzt ab die einzige. Unser erstes Nachtquartier schlugen wir unter freiem Himmel auf. Hier erhielten wir zum ersten Male etwas hartes Brod und Wasser. Als man uns befahl, uns ohne Decken auf die Felsen niederzulegen, bat ich Nina, ein ernstes Wort mit den Barbaren zu sprechen. Die unglückliche Frau begann in der That, demjenigen Tschetschen, welcher der Anführer zu sein schien, bittere Vorwürfe zu machen. Sie erklärte, sie werde sich bei Schamyl beklagen, der gewiß nicht wolle, daß gefangene Frauen in dieser empörenden Weise behandelt würden. Dies half. Man gab jeder von uns einige warme Decken. Ich legte mich nieder und sprach mein Nachtgebet empor zu dem sternenhellen Himmel,

meines Vaters gedenkend, der gewiß mit allen Qualen der Sehnsucht an mich dachte. Es gelang mir zu schlafen. Die Ermüdung war so groß, daß sie meinen erregten Geist überwältigte.

Am folgenden und am dritten Tage dieselbe Art zu reisen. Die Gebirge wurden wilder. Wir zogen durch mehrere Engpässe. Ich mußte zuweilen die Augen schließen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Während dieser Tage sprachen wir Frauen, obwohl wir gewöhnlich nahe bei einander waren, wenig. Wir hingen unseren eigenen traurigen Gedanken nach. Sophia schien von einem düstern Trotze erfüllt. Zuweilen beschuldigte sie sich der Thorheit, in Dari geblieben zu sein. Nina erschien mir als die Ruhigste. Ihre Kinder befanden sich wohl, sie erhielten von Zeit zu Zeit Brod und Wasser und waren munter und gesund. So litt wenigstens ihr Mutterherz keine große Qualen mehr. Meine beiden englischen Begleiterinnen, bereits in Kurdistan an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, ertrugen ihr Schicksal mit stiller Resignation. Ich suchte sie zu trösten, soviel ich vermochte.

Es war am Nachmittag des dritten Tages, als wir von einem hohen Berge aus einen Thurm erblickten, den eine Menge Zelte umgaben. Wir näherten uns also dem Lager Schamyl's. Dieser Gedanke versetzte uns

von neuem in Aufregung. Unser Schicksal mußte sich nun entscheiden. Sobald wir uns dem Berge näherten, umgaben uns Hunderte von Tschetschenzen und Lesghiern und starrten uns mit neugierigen, zum Theil wilden Blicken an. Wir stiegen von den Pferden, erschöpft zum Umfallen. Da trat ein junger Mann auf Sophia zu und wollte ihr den Shawl von den Schultern ziehen. Stolz stieß sie ihn zurück. Die Augen des Tschetschen funkelten, er erhob die Hand. Aber ein alter Mann, ich glaube, es war einer von den Müriden, den Führern, drängte den jungen Mann zurück und sprach einige harte Worte zu ihm. Dann führte man uns in den Thurm, den wir aus der Ferne bemerkt hatten. Er enthielt in seinen Mauern nichts als einige Erhöhungen, die wohl als Feuerherde dienten, da sie Spuren von Asche und Kohlen zeigten. Hier ließ man uns allein. Einige Stunden lang kümmerte sich Niemand um uns. Unsere Flucht war natürlich nicht zu befürchten.

Hier saßen wir nun, schweigend oder doch nur selten ein Wort sprechend, und erwarteten den Ausspruch Schamyl's. Er ward uns an diesem Tage noch nicht zu Theil. Zum Abendessen brachte man uns etwas getrocknetes Fleisch und ein Getränk, das eine Art Bier oder Meth sein mochte und einen unangenehmen süßlichen Geschmack hatte. Wir hätten uns gern Feuer an-

zünden lassen, denn wir fanden es sehr kühl, aber man erfüllte unsere Bitte nicht, ich weiß nicht, aus welchem Grunde.

Am andern Morgen, bald nach unserm Erwachen, ungefähr bei Tagesanbruch, hörten wir Musik. Nina erklärte, die Melodie, die, wie es schien, von Hörnern geblasen wurde, sei die Melodie eines russischen Marsches. Eine Minute lang gaben wir uns dem Gedanken hin, die Tschetschenzen hätten das Lager verlassen und die Russen näherten sich. Aber es war ein trauriger Irrthum. Schamyl hat sich eine Art militärischer Musik gebildet, die russische Weisen spielt. Ueberhaupt scheint der Tschetschenzenführer nicht frei von der Sucht, die Russen, die er so heftig bekämpft, in manchen Aeußerlichkeiten nachzuahmen. Kaum hatte die Musik aufgehört zu spielen, als ein noch junger Mann eintrat, der, wie wir durch Nina, die es von den Begleitern des Mannes erfuhr, hörten, ein Sohn Schamyl's, Kasi-Machmet, war. Er sprach nicht zu uns, aber die Naibs, die ihn umgaben, richteten einige Fragen an Nina. Sie waren so artig, sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen, und suchten unsere Fortführung mit der Nothwendigkeit des Kriegs, der keine Rücksichten kenne, zu entschuldigen. Sie behaupteten auch, in Georgien hätten eine Menge Fürsten Schamyl ihre Unterwerfung unter seinen Schutz

angezeigt. Vielleicht bezog sich dies auf die Vorfälle in Garika. Nina bat um einige Vergünstigungen, namentlich in Bezug auf ihre Kleidung, und um die Erlaubniß, an ihren Gatten schreiben zu dürfen. Letzteres wurde erlaubt. Man brachte ihr eine hölzerne Feder und ein kleines Gefäß, das Tinte und außerdem, wie mir schien, zerpflückte Leinwand enthielt, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Aber alle Tintenfässer waren von derselben Art, wie ich später beobachten konnte. Nina schrieb einige Zeilen an ihren Mann, die ihn von ihrer und unserer Lage benachrichtigten. Man versprach ihr, den Brief durch einen Boten sogleich nach Tiflis zu senden. Im Uebrigen erklärte man, die Ansicht des Häuptlings über unser Schicksal noch nicht zu kennen. Wir waren jedoch um Vieles ruhiger geworden als bisher, da es uns schien, als ob man uns jetzt mit einer gewissen Rücksicht behandle.

Ungefähr eine Stunde später kam ein Bote Schamyl's, um uns einzuladen, zu Schamyl zu kommen. Nach kurzer Berathung unter einander lehnten wir diese Aufforderung mit der Erklärung ab, daß wir in unserem jetzigen Zustande unmöglich vor irgend einer Person von Bedeutung erscheinen könnten. Es schien, als habe diese feste und entschiedene Erklärung einigen Eindruck gemacht, denn nicht lange darauf gab man der Dienerin Nina's die Weisung, einem Tschetschen zu folgen, und sie kam

mit einigen der nothwendigsten Kleidungsstücke zurück. Nina erhielt einen Shawl, Sophia eine blaue Blouse und eine Mantille. Wir konnten uns trotz unserer traurigen Lage kaum enthalten, zu lächeln, als wir uns anblickten. Eine Viertelstunde später ertheilte man uns die Weisung, uns zur Abreise nach Dargo-Weden, der Residenz Schamyl's, vorzubereiten. Wir wußten nun, daß uns Schamyl in seiner Nähe behalten wollte, und fügten uns, so gut es uns möglich war, in unser Schicksal. Unsere Reise nach Dargo-Weden währte etwa vierzehn Tage und führte durch einen der wildesten Theile des Gebirges. Sie war noch schwieriger als die Reise der ersten Tage, die ich andeutend geschildert.

Gewöhnt an die nicht endenden Unannehmlichkeiten der Reise, lernten wir zuletzt sie gar nicht beachten und erwarteten mit einer gewissen Spannung unsern Einzug in die Residenz Schamyl's, einen Ort, den so Wenige bis dahin kennen gelernt hatten. Kurz vor demselben mußten wir in einem großen Dorfe — einem Aul — Halt machen. Der Mullah (Vorsteher) desselben erklärte der Gräfin Nina, daß wir hier warten müßten, bis Schamyl in Dargo-Weden angekommen sei. Dieser Mullah war der erste wohlwollende Mann, dem wir begegneten. Als er bemerkte, daß der älteste Knabe Nina's krank sei, schenkte er ihr ein kleines Geldstück und sagte

ihr, sie möge sich dafür ein Huhn kaufen und ihrem Knaben Suppe kochen. Als das Huhn gekauft war, fehlte ein Topf. Wir erhielten ihn erst mit vieler Mühe, und der Besitzer hatte ihn nur unter der Bedingung hergegeben, daß er siebenmal gescheuert würde, nachdem er gebraucht worden. Durch einen mir bis jetzt noch unbegreiflichen Zufall erhielt auch die Dienerin Nina's ein Stück Seife, wofür sie ein Halsband gab, das sie ebenfalls wahrscheinlich durch ein Wunder gerettet. Unsere Freude über den Besitz dieses Stückchens Seife mag am besten schildern, was wir zu erdulden hatten. Uebrigens litten wir immer noch Mangel an Eßwaaren. Etwas Brod und Milch waren Leckerbissen für uns. In diesem Aul erhielten wir zum ersten Male einige Pflaumen und Aprikosen, die uns gutmüthige Frauen über die Mauer des Hauses warfen. Wir verbrachten den größten Theil des Tages auf einer Terrasse, von der aus wir den Aul und die prächtige Gebirgslandschaft überblicken konnten. Das Dorf lag auf einem steilen Felsen, zu welchem auf allen Seiten Treppen hinaufführten. Ganz in unserer Nähe befand sich ein tiefer Graben, und es erregte unsere nicht geringe Verwunderung, als wir sahen, wie eine junge Frau und nach ihr eine Wiege mit einem Kinde in diesen Graben hinabgelassen wurde. Der Mullah erklärte uns dies später. Die junge schöne Frau hatte den Mörder ihres Man-

nes aus Rache getödtet und mußte nun drei Monate in diesem Gefängnisse zubringen. Nach Ablauf dieser Zeit mußte sie die Hand des ersten Mannes, der sie zur Gattin forderte, annehmen. Ueberhaupt kann, wie wir erfuhren, keine Frau hier länger als drei Monate Wittwe bleiben. Später sahen wir zwei russische Gefangene in einen andern Graben hinablassen. Nina bat den Mullah, sie von der Strafe zu befreien, und da er in diesem Aul Richter war, so erfüllte er ihren Wunsch und ließ die Gefangenen, die sich jene Strafe durch einen vereitelten Fluchtversuch zugezogen, auf seinen Feldern arbeiten.

Durch die Güte dieses Mullah erhielten wir auch ein Stück Leder, aus welchem wir uns — mit welchen Anstrengungen, da fast alles Nothwendige uns fehlte, will ich gar nicht beschreiben — Schuhe verfertigten, eine Wohlthat für uns, da unsere dünnen Stiefelchen uns nur wie Sandalen an den Füßen hingen. Hätten wir Geld gehabt, so hätten wir uns Manches kaufen können, denn die Dienerin, die uns Nadel und Zwirn besorgte, erzählte uns, daß es förmliche Läden in dem Aul gebe. Aber wir alle zusammen besaßen nicht eine Kopeke. Wir waren einzig und allein auf das Wohlwollen der Kaukasier angewiesen, und dieses war — den Mullah ausgenommen — nicht groß.

Wir blieben drei Tage in diesem Aul. Dann er-

hielten wir die Nachricht, daß Schamyl von seinem Zuge zurückgekehrt sei und daß wir aufbrechen müßten. Eine Reiterschaar nahm uns in ihre Mitte. Das Wetter war schön, der Weg führte durch ein Paradies. Felder und schattige Baumgruppen, blumenbedeckte Wiesen mit krystallklaren Bächen, Heerden von schönem Vieh, die auf den Wiesen weideten, boten sich in ununterbrochener Reihenfolge unsern Blicken dar. Alle Höhen waren mit Auls gekrönt, zu denen steile Wege emporführten. Nina erzählte uns lachend, daß ihre Dienerin geäußert, diese Tschetschenzen müßten Teufel sein, sonst würden sie nicht so hoch wohnen, aus Furcht, sich den Hals zu brechen. Darauf gelangten wir in einen Hohlweg zwischen zwei Felsen, der nur wenige Fuß breit war und wo einer hinter dem andern reiten mußte. Wenn dies der einzige Zugang zu Dargo-Weden war, so konnte wohl niemals ein Feldherr bis dorthin vordringen. Ich hörte jedoch später, daß an andern Stellen der Zugang weniger schwierig ist. Diesen Hohlweg verlassend, sahen wir auf weiter Ebene den berühmten Aul von Andi vor uns, den Wohnsitz der echt kaukasischen Rasse, der tscherkessischen Aristokratie, die jedoch die alte Einfachheit der Sitten bewahrt zu haben scheint. Denn als wir weiter zogen, bemerkten wir einige Frauen, mit weißen Krügen auf dem Kopf, verschleiert und in sehr einfachen Anzügen,

die man uns als Frauen des Naibs, das heißt des obersten Vorstehers dieses Auls, bezeichnete. Wir blieben die Nacht in Andi, wo uns die Frauen des Naibs eine Mahlzeit bereiteten, die uns in Mannichfaltigkeit und Schönheit der Gerichte eine Göttermahlzeit dünkte. Am folgenden Morgen brachen wir nach Weden auf. Der Mullah hatte uns Schleier gegeben, da es nicht Sitte sei, sagte er, daß vornehme Damen in dieser Gegend ohne Schleier reisten.

An dem alten Dargo vorüber, das im Jahre 1845 von dem Fürsten Woronzow zerstört und jetzt nur ein Trümmerhaufen ist, zogen wir nach der neuen Residenz Schamyl's. Ein Trupp Lanzenreiter mit einem Knaben von ungefähr vierzehn Jahren kreuzte unsern Weg. Wir erfuhren, daß dieser Knabe ein Sohn Schamyl's sei, Machmet-Kabi, wenn ich recht verstanden. In Dargo-Weden führte man uns zuerst in eine große Scheune, dann aber in die Wohnung Schamyl's selbst. Der erste Theil unserer Abenteuer, die Reise, war vorüber."

Wir fahren in den Aufzeichnungen Mary's bis zu dem Punkte fort, wo die andern Personen unserer Erzählung wieder handelnd in das Schicksal der jungen Engländerin eingreifen.

„Es war schon Abend, als wir in einen großen Hof geführt wurden, in welchem sich eine Menge Frauen

befanden. Ein einziger Mann stand dort auf einem Balkon. Er war von starker Gestalt und in Weiß gekleidet. Ich konnte seine Züge wegen der Dunkelheit nicht unterscheiden. Nina sagte mir, sie habe gehört, es sei Schamyl selbst. Darauf führte man uns in einen zweiten Hof, den eine bedeckte Gallerie auf allen Seiten umschloß. Eine Menge Frauen umringten uns und halfen uns von den Pferden steigen. Nachdem wir in ein Zimmer getreten, wollte man uns entkleiden. Aber wir legten nur unsere Schleier ab, und als die Frauen bemerkten, wie einfach und mangelhaft unser Anzug selbst nach ihren Begriffen sei, schienen sie sich höchlich zu verwundern.

Ein junges Mädchen von anziehender Miene, welchem die Dienerinnen viele Rücksicht erwiesen, kam in unser Zimmer und betrachtete uns. Es war eine Tochter Schamyl's, dreizehn Jahre alt. Gleich darauf erschienen auch die drei Frauen Schamyl's. Die erste, Zaïdete, mager, mit nichtssagendem Gesicht, schwarzen Augen, dünnen Lippen und langer, gebogener Nase, aber von zierlicher, beweglicher Gestalt, war, wie ich hörte, die Tochter eines der einflußreichsten Untergebenen Schamyl's; ihr Sohn hieß Djemmal-Eddin und befand sich damals in russischer Gefangenschaft. Die zweite Frau hieß Chuanette, eine geborene Armenierin, ungefähr drei-

ßig Jahre alt, groß, etwas voll, frisch und munter und von sanften Zügen. Sie flößte uns ein gewisses Zutrauen ein, und Nina fragte sie nach ihren und ihrer Genossinnen Kindern. Sie dankte freundlich und erwiderte, die Kinder würden uns besuchen, wenn wir uns erst eingerichtet hätten. Aminette war die dritte Frau Schamyl's, höchstens siebzehn Jahre alt, sehr lebhaft und von interessanter Miene. Sie war etwas sorgfältiger als ihre Genossinnen gekleidet; mir schien sie die geistig begabteste von den Dreien. Mit ihnen zusammen nahmen wir unsere Abendmahlzeit, die aus Thee, Honig und Weizenbrod bestand. Zufälligerweise wurden uns auch Bonbons gereicht, an denen sich Nina's Kinder ergötzten. Wahrscheinlich hatte man sie irgendwo erbeutet. Im Uebrigen hörte ich, daß die Orientalinnen derartige Leckereien sehr liebten.

Die Frauen verließen uns bald. Wir musterten die beiden Zimmer, die man uns zur Verfügung gestellt, und bemerkten ein schmales Fenster ohne Scheiben, einen großen Kamin, weiße Fußteppiche und Bänke mit schmuzigen Kissen, die sich rings um den Fuß der Wände zogen. Im Begriff, uns zur Ruhe zu begeben, erhielten wir nochmals einen Besuch. Es war Zaïdete, die mit dem Intendanten Schamyl's, Kadjio, zu uns kam, um uns eine Büchse mit Thee, ein Brod Zucker und einen

Brief zu überreichen, der an Nina adressirt war. Nina erbrach denselben mit großer Ungeduld, aber ihre Hoffnung, daß es ein Brief des Grafen Brazow sei, bestätigte sich nicht. Der Brief war von einem Freunde Brazow's, Commandanten eines Postens an der Militairstraße, der von unserm Unfall Nachricht erhalten und uns jene Geschenke sendete, die uns in der That sehr erwünscht kamen.

Mir wurde die erste Nacht in der Residenz Schamyl's sehr lang, da ich wenig schlafen konnte. Ich erhob mich mit Tagesanbruch und musterte unsere Zimmer und die äußern Räume. Der Hof war von mehreren Gebäuden umgeben, sämmtlich von Holz; wie bereits erwähnt, umschloß ihn eine bedeckte Gallerie. Später erfuhr ich, daß in dem gegenüberliegenden zweistöckigen Hause Schamyl wohne. Ueber seiner Wohnung befand sich ein offener Boden, auf dem man Fleisch trocknete. Das Haus Schamyl's enthielt einige Fenster mit Glasscheiben. Von unsern Fenstern aus bemerkte ich auch einen Pavillon, den die Naibs bewohnten. Von einem Fenster dieses Pavillons soll Schamyl sein Volk anreden, wenn er es für nöthig hält, zu demselben zu sprechen. Das Ganze machte mir einen sehr bescheidenen, durchaus nicht imponirenden Eindruck. Doch waren die Räumlichkeiten groß. Mehrere Hundert

Menschen mochten leicht Wohnung in diesem Serail finden.

Gegen neun Uhr morgens brachte man uns Butter, Zwiebeln, Oel, gekochtes Hammelfleisch und Brod zum Frühstück. Der Tag ging uns hin mit Betrachtungen über unsere Lage und Gesprächen mit den Sultaninnen, die uns abwechselnd mit ihren Kindern besuchten. Gegen Abend endlich kündigte uns Kadjio den Besuch Schamyl's an.

Er kam nicht in unser Zimmer, sondern setzte sich unter der Gallerie auf eine niedrige Bank, die man ihm hinstellte. Sein Anzug war weiß; ein dunkler Bart umschloß sein ruhiges, etwas blasses Gesicht. Er machte mir den Eindruck eines aufmerksam beobachtenden Mannes, der große geistige Fähigkeiten besitzt, nicht den Eindruck eines Kriegers. Alles an ihm war mehr fein und zart als groß und heldenmüthig. Zu seiner Seite befanden sich Kadjio und ein Dolmetscher, der Indris genannt wurde. Doch wurde der letztere nur selten gebraucht; Nina sprach in ihrer Landessprache mit dem Imam, und mit wenigen Ausnahmen verstanden sie sich.

Nachdem uns Schamyl eine Zeit lang mit vollkommener Ruhe beobachtet hatte, fragte er nach unserer Gesundheit. Nina antwortete ihm, wir befänden uns Gott sei Dank wohl, doch hätte unsere gute Constitu-

tion den meisten Antheil an diesem guten Zustande, denn man habe uns nicht eine überflüssige Aufmerksamkeit zugewandt.

„Ich bin selbst erstaunt, daß Ihr so glücklich eingetroffen seid“, antwortete Schamyl, „und ich sehe darin ein deutliches Zeichen der himmlischen Vorsehung, die Euch ohne Zweifel dazu bestimmt hat, mir dazu zu dienen, meinen Sohn Djemmal-Eddin wiederzuerhalten, der mir, wie ich hoffe, gegen Euch ausgewechselt werden wird. Ihr wißt ohne Zweifel, daß mein ältester Sohn, Djemmal-Eddin, bei der Belagerung von Achulko von den Russen gefangen und gezwungen worden ist, im russischen Heere zu dienen. Es ist der sehnlichste Wunsch meines Lebens, ihn wieder bei mir zu sehen, und ich hoffe, daß die Gefangennehmung so vornehmer russischer Damen, wie Ihr es seid, mir die Gelegenheit dazu geben wird, Unterhandlungen mit den Russen wegen seiner Auslieferung anzuknüpfen.“

Als Nina uns mit sichtlich bestürzter Miene diese Worte des Imam Schamyl mittheilte, erschraken auch wir. Wie leicht konnte unsere Gefangenschaft bis ins Unendliche hingezogen werden, wenn die Russen nicht sogleich auf die Vorschläge Schamyl's eingehen wollten! Ja selbst im besten Falle mußten mehrere Monate über diesen Unterhandlungen hingehen. Der Imam mochte

die Bestürzung in unsern Mienen lesen; er fuhr fort: „Es wird also von dem Czaren abhängen, ob Eure Gefangenschaft lange währt oder nicht. Wie ich gehört, soll der Czar nicht abgeneigt sein, meinen Sohn hierher zu senden. Er hofft, daß die Erzählungen desselben Einfluß auf uns üben werden. Darin irrt er sich. Indessen die Absichten des Czaren sind mir gleichgültig, wenn ich nur meinen Sohn wieder habe. Inzwischen werdet Ihr mit aller Sorgfalt, wie Mitglieder meiner Familie behandelt werden. Nur die eine Bedingung muß ich stellen, daß Ihr keine geheimen Briefe empfangt. Ich mache Euch zur strengsten Pflicht, Alles, was Ihr thut, offen zu thun; sonst kenne ich keine Rücksichten und werde weder Euer Leben noch das Eurer Kinder schonen. Erinnert Euch, was vor einiger Zeit mit einigen russischen Offizieren geschehen ist. Sie brachen ihr Wort und ließen sich einen Brief in einem Brod zustellen. Ich erfuhr es und ließ sie sämmtlich enthaupten. Es befindet sich noch eine vornehme Dame, eine russische Gräfin, die meine Krieger in Stauropol gefangen nahmen, hier in diesem Hause. Ich hätte sie längst in Freiheit gesetzt, aber sie hat meinem Willen mehrere Male zuwider gehandelt, und deshalb zeigte ich ihr, daß ich Herr bin.“

Auch diese Worte, uns von Nina verdolmetscht, waren nicht geeignet, unsere Gemüther zu erheitern.

Mochte man die Sache ansehen, wie man wollte, so befanden wir uns immer in der Gefangenschaft von Barbaren, die aus unserm Besitz den möglichst großen Vortheil ziehen wollten, unbekümmert darum, was wir und die Unserigen dabei litten. Dieses Gefühl machte sich in Nina's Antwort Luft.

„Eure Drohungen sind unnütz“, sagte sie. „Wir werden Euch nicht belügen. Wenn wir Briefe erhalten, so werden wir Euch den Inhalt mittheilen. Aber Ihr solltet nicht vergessen, daß wir mit keinem andern Rechte uns hier befinden, als mit dem der rohen Gewalt. Wir sehen nicht ein, weshalb gerade wir, die wir nie Krieg gegen Euch geführt, für die Gefangenschaft Eures Sohnes büßen sollen.“

„Man muß die günstigen Umstände benutzen“, antwortete der Imam. „Ich hoffe, der Czar wird sehr gern für so vornehme Frauen ein Lösegeld und meinen Sohn geben. Wir sind im Kriege, da hört die Milde auf.“

Er erkundigte sich darauf nach meiner Person. Nina gab ihm, wie vorher verabredet worden, die Antwort, ich sei die Tochter eines reisenden Kaufmanns, der sich zufällig auf Dari befunden. Aber den wenigen Worten des Imam nach zu schließen, war er von den Verhältnissen ziemlich gut unterrichtet. Jedenfalls mochte er

erfahren haben, daß mein Vater ein reicher Mann sei, denn er sprach von einem hohen Lösegeld. Nina machte ihm bemerklich, daß ich eine Engländerin, also das Kind einer Nation sei, welche die Kämpfe der Kaukasier stets begünstigt habe und auch jetzt wieder gegen die Russen kämpfe. Aber er erwiderte darauf sehr ruhig, der Kaukasus sei reich an Kriegern, doch arm an Geld, und Geld bedürfe man zum Kriege. Wenn die Engländer die Kaukasier unterstützen wollten, so werde es ihnen eine Kleinigkeit sein, zwanzigtausend Rubel für mich zu zahlen. Er erwähnte übrigens bei dieser Gelegenheit, daß bereits ein Bote bei ihm eingetroffen sei, um wegen unserer Freilassung zu unterhandeln und daß er diesem seine Bedingungen mitgetheilt. Wegen seines Sohnes werde er noch außerdem mit dem Fürsten Woronzow in Verbindung treten.

Darauf fragte er uns nach den Zuständen in Garika. Nina antwortete ihm, daß sie wenig davon wisse und daß er uns vielleicht bessere Auskunft darüber geben könne. Was er antwortete, klang nicht eben günstig für die Hoffnungen George's. Er sagte, die Georgier und also auch die Garikaner seien keine tapfern Krieger; sie würden nichts gegen die Russen ausrichten können, wenn er sie nicht unterstütze, und noch scheine ihm die Zeit zum großen Kampfe nicht gekommen, obgleich derselbe

vielleicht bevorstehend sei. Darauf erhob er sich, machte uns eine Art Verbeugung und ging.

Wir verbrachten den ganzen Abend in traurigen Betrachtungen. Nina und Sophia verhehlten sich keinen Augenblick, wie schwierig es sein werde, ein hohes Lösegeld für sie aufzubringen, um so mehr, da die Männer des Gebirges keine andere Zahlung kannten als in baarem Silber. Dadurch allein — selbst wenn wir die Angelegenheit der Auswechselung von Schamyl's Sohn ganz außer Rechnung ließen — konnte unsere Gefangenschaft auf viele Monate ausgedehnt werden. Welche Zeit stand uns also an diesem für uns so trübseligen Orte bevor! Ich kann sagen, daß ich an diesem Abend etwas in mir fühlte, was ich bis dahin noch nicht gekannt, eine stille, dumpfe Verzweiflung. Ich suchte in ruhigen Betrachtungen Trost, und es gelang mir endlich, wenn auch sehr schwer, mich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß auch diese Monate vorübergehen und diese Erinnerungen in der Freude über die Vereinigung mit meinem Vater verlöschen würden. Zugleich faßte ich den Entschluß, mir die Zeit dadurch abzukürzen, daß ich meine Erlebnisse insgeheim niederschriebe. Ich that dies schon in den nächsten Tagen und hatte mir dazu Glück zu wünschen. Denn am gestrigen Tage flüsterte mir Nina zu, daß ein Mann unter dem Fenster stehe, der

ihr in georgischer Sprache zugeflüstert, daß er ein Unterhändler sei und unsere Briefe an sich nehmen wolle. Ich übergab ihm darauf Alles, was ich bis dahin geschrieben, und fügte Grüße und Tröstungen für meinen Vater hinzu. Auch Nina und Sophia schrieben einige Worte. Noch habe ich keine Nachricht, ob diese Aufzeichnungen meinem Vater zugegangen sind.

Auch was uns Schamyl von der jungen Russin erzählt hatte, die in Stauropol gefangen worden sein und sich in Dargo-Weden befinden sollte, beschäftigte uns sehr lebhaft. Sophia und Nina hatten nichts von einer solchen Entführung gehört. Wir beschlossen, die Frauen Schamyl's zu fragen und den Versuch zu machen, wenn es irgend möglich sei, unsere Leidensgefährtin kennen zu lernen. Unser Wunsch ging eher in Erfüllung, als wir gehofft hatten.

Eines Abends nämlich — es war am fünften Tage nach unserer Ankunft in Schamyl's Residenz — als wir eben im Begriff waren, uns niederzulegen, kam eine dunkle Gestalt wie ein Schatten in unser Zimmer gehuscht. Wir glaubten zuerst, es sei eine Dienerin, denn sie alle hatten diesen leisen, schleichenden Gang. Aber als sie den Schleier, der sie verhüllte, zurückschlug, erkannten wir ein feines, blasses Gesicht von hoher Schönheit, das wir bis dahin noch nicht erblickt hatten. Sie

sprach einige Worte in russischer Sprache, und als Nina und Sophia ihr in derselben Sprache antworteten, sank sie in die Kniee, küßte Nina's und Sophia's Hände, brach in Thränen aus und war längere Zeit unfähig, ein Wort zu sprechen.

Ich will in Kurzem wiedergeben, was mir Nina und Sophia später über das Schicksal unserer Leidensgefährtin mittheilten.

Die Gräfin Helene G. stammte aus einer in Rußland angesehenen und geehrten Familie von ursprünglich deutscher Herkunft. Ihre Aeltern waren nicht reich gewesen, und in einem Processe, den einige russische Familien des geringen Erbtheils wegen erhoben, verlor sie den letzten Rest ihres Vermögens, da ihr Vormund sich ihrer nicht, wie er gesollt hätte, annahm. Als Waise wohnte sie bei einem Freunde ihres Vaters und begleitete die Familie desselben nach Stauropol, als er dort ein hohes Militärcommando übernahm. Obgleich, wie Jeder bemerken mußte, von großer Schönheit und — wie mir Sophia sagte und wie ich auch selbst einsah — von einer in Rußland nicht gewöhnlichen Bildung, fand sie doch keinen Mann, mit dem sie sich für das Leben hätte verbinden wollen. Einige Anträge schlug sie aus, da sie ihr Herz nicht befriedigten. Doch ließ sie durchblicken, daß sie einen jungen Mann geliebt, der jedoch nicht die Mittel besaß, einen eigenen Herd zu gründen.

Vor zwei Jahren nun war ein Tschetschenzenführer, Aimar-Eddin, von den Russen in einem Gefecht gefangen und nach Stauropol geführt worden. Da man wußte, daß er aus einer der ersten Familien der Gebirgshäuptlinge stammte, so behandelte man ihn mit Achtung und Aufmerksamkeit, denn es war die Politik der russischen Regierung, so viel als möglich auf die Gefangenen einzuwirken und sie für sich einzunehmen. Aimar-Eddin lebte also im Hause des Obersten O. — des Beschützers der Gräfin Helene — nicht wie ein Gefangener, sondern mehr wie ein Gastfreund. Der Oberst war angewiesen, mit seiner Familie dem Gefangenen alle mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Dieser speiste am Tische und verbrachte die Abende in der Familie. Im Allgemeinen pflegen die gefangenen Tschetschenzen sich wenig um diese Gunst zu kümmern und suchen die Einsamkeit, um ihren Gedanken an die Berge nachhängen zu können. Aimar-Eddin jedoch schien sich in der Familie sehr wohl zu fühlen, und bald bemerkte Helene, daß sie selbst der Grund der Vorliebe sei, die der Sohn der Berge für das russische Familienleben gefaßt hatte. Er sprach ganz gut russisch, da er sich schon früher einmal in russischer Gefangenschaft befunden hatte und überhaupt große natürliche Anlagen zu besitzen schien, und benutzte jede Gelegen-

heit, mit Helenen allein zu sein und derselben kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Zu Anfang lächelte sie darüber; später, als der Gefangene kühner wurde, zog sie sich scheu zurück. Der Oberst jedoch, dem sie sich durch dessen Frau mittheilte, nahm die Sache leicht, sprach davon, daß Aimar-Eddin bald gegen einen gefangenen russischen Offizier ausgewechselt werden würde, und bat sie, die Harmonie, die bis jetzt zwischen der Familie und dem Gefangenen geherrscht hatte, nicht durch allzu große Vorsicht und Zurückhaltung zu trüben. Sie erfüllte also den Wunsch ihres natürlichen Beschützers, war freundlich gegen Aimar-Eddin und legte auf diese Weise den Grund zu ihrem spätern Unglück. Denn Aimar-Eddin, wenig bekannt mit den Formen der civilisirten Gesellschaft, glaubte wahrscheinlich in der Freundlichkeit Helenens die Erwiderung seiner Neigung lesen zu dürfen. Er sprach davon, ob sie ihn in seine Berge begleiten wolle, und treu der Weisung, die sie von dem Obersten erhalten, antwortete sie scherzend und ausweichend, aber nicht gerade ablehnend.

Kurze Zeit darauf wurde Aimar-Eddin wirklich ausgewechselt, und Helene, der dieses Spiel um so unangenehmer gewesen sein mochte, da sie, wie erwähnt, einen Andern liebte, athmete auf. Vier Wochen später erschien eine kleine Gesandtschaft von den Bergen vor den

Thoren von Stauropol und verlangte den Obersten zu sprechen. Sie theilte demselben mit, daß Aimar-Eddin in aller Form um die Hand Helenens anhalte, daß er versprochen, sie treu zu lieben, niemals eine andere Frau neben ihr zu wählen, ihr alle Annehmlichkeiten zu verschaffen, genug, sie ganz wie ein Franke zu behandeln. Sie habe nicht einmal nöthig, zum Islam überzutreten, wenn sie nur darein willige, daß ihre Kinder als Mohammedaner erzogen würden. Natürlich lachten der Oberst und Helene, der ersterer diesen Antrag mittheilte, über die Anerbietungen Aimar-Eddin's. Man gab der Gesandtschaft die Antwort, daß Helene schon einen Andern gewählt habe — was richtiger war, als der Oberst vermuthete — und eine Woche lang sprach man in Stauropol nur von dieser komischen Werbung. Aber der Ernst folgte bald darauf.

Die Bauern und die Wachen in der Umgebung von Stauropol berichteten einige Wochen später, daß man ein kleines Häuflein Tschetschenzen bald hier, bald dort bemerkt habe. Man hielt dies jedoch für Irrthum, da man nichts von Räubereien hörte, die doch gewöhnlich von derartigen Tschetschenzenschaaren verübt werden, und traf keine Vorkehrungen. Nur Helene hatte, wie sie sagte, eine Vorahnung und war entschlossen, Stauropol zu verlassen und auf eine Zeit lang nach Odessa zu rei-

sen, wohin eine ihrer Freundinnen sich verheirathet. Sie machte deshalb einige Abschiedsbesuche in der Umgegend.

Stauropol liegt, wenn auch nicht allzufern vom Kaukasus, doch inmitten einer so vollkommen friedlichen Bevölkerung, daß man dort, wie mitten in Rußland, ohne jede Besorgniß und besondere Vorkehrung reist. So war auch Helene, als sie ihren letzten Besuch machte, nur von einer Tochter des Obersten und einem Diener begleitet. Als sie am Abend zurückfuhr, wurde der Wagen indessen plötzlich angehalten, Helene fühlte sich ergriffen, auf ein Pferd gesetzt und fortgeführt. Sie wußte sogleich, was mit ihr geschehen und wer sie entführte; Schmerz und Schrecken raubten ihr Sprache und Besinnung. Als sie im Morgengrauen des nächsten Tages die Augen aufschlug, erkannte sie in der That Aimar-Eddin neben sich. Doch sprach er nicht mit ihr. Man ritt fast ohne Unterbrechung bis nach Dargo-Weden, wo Aimar-Eddin seinen Wohnsitz hatte, da er zur unmittelbaren Umgebung Schamyl's gehörte. Hier wurde sie in den Harem Schamyl's geführt, als Gefangene.

Es ist leicht zu begreifen, was nun folgte. Aimar-Eddin, die Frauen des Harems und Schamyl selbst bemühten sich, sie zu überreden, die Gattin des jungen Tschetschenzenführers zu werden, den sie ihr als ein Musterbild von Schönheit, Ritterlichkeit und außerdem

als sehr reich schilderten. Sie schienen die Weigerung, bei der Helene beharrte, nicht begreifen zu können und bemitleideten sie fast wegen ihrer Beschränktheit. Aber soviel auch Helene in ihrer zweijährigen Gefangenschaft leiden mochte, sie blieb fest. „Sterben, wenn es sein muß, aber nicht die Gattin eines solchen Mannes werden!“ Das blieb ihre Antwort.

Helene hatte schon am Tage unserer Ankunft von uns gehört und die glühendste Sehnsucht empfunden, endlich einmal wieder mit Frauen, die ihr gleich standen, sprechen zu können. Unter dem Vorwande, daß sie krank sei — und leider war sie in der That durch Kummer und Entbehrungen sehr leidend geworden — bat sie um ein wärmeres Zimmer, und man gewährte ihr ein solches in dem Flügel, in welchem wir wohnten. Auf die Gefahr hin, entdeckt und in einen strengern Gewahrsam geführt zu werden, hatte sie die erste günstige Gelegenheit benutzt, uns aufzusuchen. Und nun war sie bei uns, zugleich ergriffen von der höchsten Freude über die Gegenwart von mitfühlenden Wesen und von um so größerem Schmerze über unser gemeinsames Schicksal.

Was ich hier auf dem Raume weniger Blätter zusammendränge, nahm in der Form der Erzählung und des wechselseitigen Gesprächs mehrere Stunden, bis über Mitternacht hinaus, in Anspruch. Auch Helene,

deren Ungehorsam also nur in der Weigerung bestand, einer Laune Aimar-Eddin's und dem ungerechten Zwang Schamyl's zu widerstehen, hatte davon gehört, daß wir gegen den Sohn Schamyl's ausgewechselt werden sollten und daß man sich auf eine lange Anwesenheit unsererseits vorbereitet habe. Man überlegte, ob es nicht eine andere Rettung gebe. Aber vergebens. An Flucht war nicht zu denken, an eine Befreiung durch die Russen ebenso wenig. Selbst die Vermittlung George's, auf die ich bisher so viel Gewicht gelegt, erschien mir als werthlos, seit ich wußte, wie wenig Bedeutung Schamyl dem Aufstande der Garikaner beilegte.

Helene verließ uns spät in der Nacht, weinend, wie sie gekommen. Wir alle wünschten, wir möchten uns wiedersehen, und gelobten ihr, nichts von ihrem Besuche zu verrathen.

Die Tage und Wochen vergingen mir in aufreibender Einsamkeit. Ich besaß nicht das Talent, wie Nina Brazow und auch Sophia, mich für die kleinen häuslichen Intriguen, die in dem Harem Schamyl's spielten, zu interessiren, sondern füllte meine Tage damit aus, daß ich schrieb und mich von einigen Dienerinnen in Handarbeiten unterrichten ließ, wie sie auf jenen Bergen verfertigt werden. Nina plauderte viel mit den Sultaninnen, den Frauen Schamyl's. Sophia schien von einer verzehren-

den Ungeduld nach Freiheit ergriffen zu sein, und ich begreife allerdings, daß ihr Charakter am wenigsten für eine solche Gefangenschaft geeignet war.

Schamyl schenkte uns, so oft er sich in Dargo-Weden befand, seine bis ins Einzelne gehende Aufmerksamkeit. Abgesehen davon, daß er sich oft nach unserm Befinden und unsern Wünschen erkundigen ließ, obwohl dieselben, auch wenn wir sie aussprachen, nicht immer erfüllt wurden, suchte er uns auch durch kleine Handlungen der Menschenfreundlichkeit zu beweisen, daß wir sein Wohlwollen besäßen. Er ließ Nina's Kinder zuweilen zu sich kommen und beschenkte sie mit Bonbons und Confitüren. Auch schickte er, als er bemerkte, daß der ältere Knabe blaß und kränklich aussah, eine Frau, welche in jenen Gegenden die Heilkunst ausübte. In der That wurde der Kleine nach wenigen Tagen munter und kräftig. Wie ich hörte, hatte ein Theil der Kur darin bestanden, daß man das Kind eine Nacht lang in die Haut eines frisch geschlachteten Hammels eingeschlagen. Doch in der Hauptsache blieb Alles unverändert. Schamyl bestand auf der Auswechselung seines Sohnes und auf fünfzigtausend Rubeln für Nina und Sophia, ja, wir hörten, er habe anfangs noch mehr verlangt und das Volk verlange auch jetzt noch eine größere Summe. Man hatte dort gar keinen Begriff davon, wie schwer es

schon ist, fünfzigtausend Rubel in Silber zusammenzubringen.

Wir erhielten endlich Briefe. Mit welchem Entzücken ich das Blatt, auf dem ich die Handschrift meines Vaters erkannte, an meine Lippen drückte, kann ich nicht schildern! Die Nachrichten, die wir erhielten, waren freilich im Ganzen nicht sehr tröstlich. Graf Brazow schrieb seiner Frau und Schwester, daß man mit möglichster Eile in der Auswechselung verfahren wolle, daß aber gewiß der Winter darüber herankommen werde. Aehnliches schrieb mir mein Vater, der zugleich an Schamyl die Bitte gerichtet hatte, nach Dargo-Weden kommen zu dürfen, um in meiner Nähe zu sein. Diese letztere Bitte wurde natürlich abgeschlagen. Mit den Briefen zugleich waren Kleider und eine Menge Toilettengegenstände für uns angekommen. Wir schenkten viele von den letztern an die Frauen Schamyl's. Doch war Chuanete die einzige, die uns wirkliche Zuneigung bewies. Aminete, die jüngste, kümmerte sich fast gar nicht um uns. Zaïdete zeigte sich nur dann freundlich, wenn sie glaubte von uns Vortheil ziehen zu können. Sie war übrigens kränklich. Chuanete dagegen blieb sanft, freundlich und wohlwollend gegen uns. Ich hörte, sie sei die Lieblingsfrau Schamyl's, und ich fand das sehr begreiflich, denn während Zaïdete von morgens bis abends mit einem gro-

ßen Schlüsselbunde und in einem unbegreiflichen Négligé durch das Haus rannte und lärmte, war Chuanete stets, und sah man sie auch am frühesten Morgen, die Sauberkeit und Sanftmuth selbst. Und überdies war sie viel schöner als Zaïdete. Diese letztere schien uns wirklich quälen zu wollen, wie sie alle Andern quälte. Als Chuanete krank war, verbot man uns, in der Gallerie spazieren zu gehen, was man uns bis dahin erlaubt hatte. Zaïdete war schuld daran; sie hatte geäußert, wir trügen unheilbringende Gegenstände an uns, die der Kranken schaden würden, wenn wir in ihre Nähe kämen. Das wurde noch schlimmer, als Schamyl, nachdem die Ankunft seines Sohnes Kasi-Machmet festlich begangen und ein großer Kriegsrath, dem auch Daniel-Bey, der bekannte Unterfeldherr Schamyl's, beiwohnte, gehalten war, Dargo-Weden verließ, um eine Expedition gegen die Russen in eigener Person anzuführen. Wir waren im Anfang des September, und schon fiel zuweilen Schnee. Wir begannen von der Kälte zu leiden, denn unsere Zimmer waren nicht fest zu schließen, das Fenster hatte keine Scheiben, der Kamin füllte, sobald man Feuer anzündete, unser Zimmer mit Dampfwolken, die uns fast erstickten. Dazu kam, daß man uns schlechtere Nahrungsmittel sandte, uns überhaupt vernachlässigte. Das Serail glich während Schamyl's

Abwesenheit einer Schulstube ohne Lehrer. Alles ging darunter und darüber. Der jüngste Sohn Schamyl's, ebenfalls Machmet geheißen, amüsirte sich während der Abwesenheit seines Vaters wie nur irgend ein ungezogener Bursche auf einem englischen Landgut. Er lief wie toll auf den Dächern umher, zerbrach Schlösser und Riegel und hielt es für eine ganz besondere Belustigung, brennende Scheite Holz auf den Hof zu werfen. Während er sich an dem Knistern und Funkensprühen ergötzte, fürchteten wir ernstlich, das leichte Holzgebäude könne Feuer fangen. Diese Freude währte jedoch nicht lange. Nach vierzehn Tagen kehrte Schamyl zurück, und der kleine Eulenspiegel wanderte zuerst in das Gefängniß des Serails und dann nach einem benachbarten Orte, wo seine Erziehung unter strengerer Obhut fortgesetzt werden sollte. Uebrigens änderte die Rückkehr Schamyl's unsere Leiden nicht sogleich. Schamyl, dessen Expedition wahrscheinlich nicht glücklich ausgefallen war, zog sich in seine Wohnung zurück und blieb, wenigstens für uns, unsichtbar. Als sich jedoch bald darauf unter den Sultaninnen ein Streit über ein Stück Atlas entspann, das wir für Aminete bestimmt hatten und das Zaïdete dieser nicht zu gönnen schien und den Töchtern Schamyl's zuwenden wollte, mischte sich auch Schamyl wieder in die Angelegenheiten des Harems. Er nahm das Stück

Atlas fürs erste an sich, hatte aber bei der Gelegenheit einen Blick auf unsere Wohnung geworfen und den kläglichen Zustand derselben erkannt. Er befahl, uns Glasfenster zu geben, sah selbst nach, ob sein Befehl befolgt sei, und untersuchte bei dieser Gelegenheit auch den Küchentopf, der für uns am Feuer stand. Er entdeckte in demselben nichts als einige Hülsenfrüchte, die in bräunlichem Wasser schwammen. Er wurde zornig gegen Zaïdete, die uns zu dieser magern Kost verdammt hatte, und sandte Zucker, Thee, Reis und Butter. Auch wenn wir nicht wußten, daß Schamyl abwesend sei, konnten wir es sogleich daran bemerken, daß Zaïdete uns auf eine schmalere Kost setzte.

So nahte der Winter heran, der entsetzlich, vielleicht unerträglich geworden wäre, wenn nicht Graf Brazow seiner Frau und seiner Schwester und mein Vater mir wärmere Kleidungsstücke und Bücher geschickt hätte. Inzwischen gingen die Unterhandlungen fort. Ja, eines Tages, als wir uns nach der Ursache des freudigen Lärms erkundigten, der das ganze Serail erfüllte, erfuhren wir, daß Schamyl die Nachricht empfangen habe, sein Sohn befinde sich schon auf dem Wege nach Stauropol, da der Czar in die Auslieferung desselben eingewilligt habe. Von diesem Tage an durften wir uns freier bewegen und blieben von nun an theils durch die

Briefe, die wir erhielten, theils durch die Mittheilungen, die uns die wieder genesene Chuanete machte, stets von dem Gange der Unterhandlungen unterrichtet. Denn in dem Serail Schamyl's ging es nicht anders zu als in jedem abend- oder morgenländischen Palaste, und wenn die Frauen Schamyl's auch vielleicht keinen directen Einfluß auf die Entschlüsse des Imam hatten, so wußten sie doch stets, was geschah, und kannten die Gründe seiner Entschlüsse. Chuanete theilte uns mit, daß Schamyl mit Sehnsucht der Auslieferung seines Sohnes entgegensehe und deshalb gern bereit sei, unser Lösegeld geringer anzusetzen, daß aber das Volk, dessen Wünsche er beachten müsse, auf einer sehr großen Summe bestehe, ja, daß man von einer Million spreche. Schamyl verfiel, um seine Pläne zu fördern, auf ein Mittel, würdig eines so klugen Mannes. Er ließ die Weisung an einen berühmten Eremiten ergehen, in Dargo-Weden zu predigen, und wahrscheinlich auf den Rath Schamyl's wählte der fromme Mann die Mäßigkeit und die Verachtung irdischer Güter zum Thema seiner Predigten. Dies wirkte auf das Volk. Zugleich schrieben die russischen Beamten oder Offiziere, die mit der Auswechselung beauftragt waren, daß sie die ganze Unterhandlung abbrechen würden, wenn man eine höhere Summe als fünfzigtausend Rubel beanspruche. Dies fruchtete. Die Unterhandlungen nah-

men einen schnellen Fortgang, denn das Volk übertrug nun die ganze Angelegenheit dem Gutdünken des Imam. Doch hatten wir noch einige schlimme Tage zu bestehen. Schamyl war wieder abwesend; wir wußten, daß man kämpfte, denn natürlich unterbrach unsere persönliche Angelegenheit den Gang der kriegerischen Ereignisse nicht. Das Gefecht näherte sich Dargo-Weden so sehr, daß wir deutlich den Donner der Kanonen hören konnten. Auch belehrten uns einige Worte Chuanete's, daß Schamyl bereits Vorkehrungen für den Fall eines ungünstigen Ausgangs des Kampfes getroffen habe. Seine Frauen, Kinder und die Dienerschaft sollten dann nach einem noch mehr entlegenen und gesicherten Ort gebracht werden. Zaïdete zeigte auch bei dieser Gelegenheit wieder ihren Haß gegen uns. „Täuscht Euch nicht!" sagte sie. „Wenn die Russen kämen, Euch zu befreien, so würden sie nur Eure Leichen finden!" Und wir fürchteten, sie möge Recht haben. Indeß ging diese Gefahr, sowie die eines Erdbebens, das uns heftig erschreckte, vorüber. Der Kampf entfernte sich. Doch wurden einige Verwundete nach Dargo-Weden gebracht. Unter ihnen befand sich Aimar-Eddin. Er starb einen Tag später, nachdem er, wie Chuanete uns mittheilte, den Muriden, die ihn in seinen letzten Stunden umgaben, gesagt, sie möchten Schamyl bitten, daß er nun Helenen die Freiheit schenke.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß sowohl Nina und Sophia als auch ich uns in unsern Briefen dringend für die Unglückliche verwandt hatten. Doch war die Vorsicht von uns gebraucht worden, Brazow und meinen Vater zu bitten, sie möchten thun, als ob sie nicht durch uns, sondern durch Andere die Nachricht von dem traurigen Schicksal der Gräfin erhalten hätten. Wir hatten übrigens Helene nur noch einmal wiedergesehen, da sie in ein anderes Gebäude geführt worden war."

Das letzte Blatt aus dem Tagebuche Mary's, datirt vom März 1855, enthält folgende Worte:

„Schamyl ist so eben bei uns gewesen. Er meldet uns, daß in diesem Augenblick die Auslösungssummen für uns bereits gezahlt und daß wir in wenigen Tagen mit den Unserigen vereint sein würden. Er war sehr froh. Aber wir, wir weinten vor Freude! Ich werde meinen Vater wiedersehen! Alles Leid ist vergessen!"

Ende des zweiten Bandes.